Zool.
549

Zool ~~548~~ 549

Hist. naturalis. Regn. animale. Opp. varia regn. animale ill. 240.

~~Zool. No. 48.~~

Die neuesten Beobachtungen und Erfahrungen über die Verstandes- und Körperkräfte der Thiere,

in unterhaltenden Geschichten vorgetragen

von

Gottfried Immanuel Wenzel.

Wien, 1801.
Im Verlage bey Anton Doll.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorbericht.

Als ich mein Buch: Neue auf Vernunft und Erfahrung gegründete Entdeckungen über die Sprache der Thiere schrieb, mußte ich mein Augenmerk vorzüglich auf die Handlungen dieser Geschöpfe richten. Eine Menge fremder und eigener Beobachtungen lagen vor mir, aus denen ich Folgen und Bestätigungen für meine Sätze zog. Unter diesen Beobachtungen giebt es viele, welche insbesondere die Verstands- und Körperkräfte der Thiere in ein eigenes Licht setzen. Diese nun liefere ich dem Publikum im gegenwärtigen Bändchen, welches ich als ein Seitenstück zu dem angeführten Werke anzusehen bitte. Was ich dort behaupte, wird hier noch von einer andern Seite commentirt, und ist al-

so für die Besitzer jenes Buches keine unnütze Nachlese.

Ich habe Thatsachen aus den Schriften der glaubwürdigsten Naturforscher aufgesucht, eigene Versuche angestellt, und die Erfahrungen meiner gütigen Freunde, sorgfältig benützt, für deren Mittheilung ich ihnen auch hiermit öffentlich danke.

So sehr ich konnte, bestrebte ich mich, Trockenheit im Vortrage zu vermeiden, und wählte daher die Sprache der Erzählung, den Ton der Unterhaltung.

Wo ich von minder bekannten Thieren spreche, habe ich naturhistorische Anmerkungen beygefügt, die wahrscheinlich dem Leser nicht mißfallen werden.

G. J. Wenzel.

I.

Einleitung.

Die Thiere sind nicht Maschinen. — Die beyden Hunde zu Fleche in Frankreich. — Die Katze und die Luftpumpe.

Es war eine Zeit, wo man das Thier bloß zur Maschine machte, und auf gut Cartesianisch alle Handlungen desselben, so viel Aehnlichkeit sie mit der durchgedachtesten menschlichen Handlung auch haben mochten, aus den Gesetzen des Mechanismus zu erklären sich bestrebte. Man glaubte in dem Gedanken, daß das Thier wohl eine Seele haben könnte, etwas Revoltirendes zu finden, und konnte ihn nicht verdauen. Eine lange Reihe von Jahren war nothwendig, und eine nähere Kenntniß der menschlichen Seele mußte zu den Beobachtungen, die man theils von

ohngefähr, theils absichtlich über die Thiere gesammelt hatte, hinzukommen, um endlich doch einmal diese Geschöpfe als beseelt anzunehmen. — Hiervon kaum überzeugt, theilte man sich auch schon in zwo Partheyen; die eine veredelte die Thierseele so sehr, daß beynahe der Menschenseele kein Vorrecht, kein Vorzug mehr übrig blieb. Man sah die Thiere analog dem Menschen handeln, und sogleich mußten sie auch eben so denken, schließen und urtheilen, wie der Mensch. Die Philosophie des Beobachters ward die Philosophie des Thieres. Dieß war unstreitig zu weit gegangen! Am besten ist, sich auf der Mittelstraße zu halten; denn diese führet zur Wahrheit. So viel ist gewiß, daß die Erkenntnißkräfte des Thieres ein bißchen weiter reichen, als bloß die Triebe nach Nahrung, Vertheidigung und Fortpflanzung, nach Maaßgabe eines blinden Instinktes allein zu befriedigen. Vernunft hat das Thier freylich nicht, hat die Fähigkeiten nicht, allgemeine Begriffe

zu denken, zu combiniren, und daraus Folgen zu ziehen; dieß ist nur das Vorrecht des Menschen, der Herr der Thiere ist. Aber darum ist es noch nicht ohne Verstand. — Hunde, z. B., die zum Bratenwenden abgerichtet sind, wissen die Bratentage von den übrigen sehr gut zu unterscheiden, und man hat Mühe, sie an einem andern Tage zu diesem Geschäfte zu bringen, gleichsam, als wenn sie es alsdenn nicht für ihre Pflicht hielten. Folgender Fall trug sich einmal in dem Jesuiten-Collegium zu Fleche zu. Nachdem der Koch daselbst seinen Braten vorbereitet hatte, so suchte er denjenigen Hund, welchen dießmal die Reihe zum Wenden traf, und wollte, da er ihn nicht finden konnte, einen andern nehmen, welcher sich eben in der Küche befand; allein der Hund widersetzte sich, biß den Koch in die Beine und entfloh. Der Koch war über dieses Betragen des Hundes ganz erstaunt, weil derselbe sonst sehr geduldig war, und ihn sehr lieb hatte.

Die Wunde war tief, blutete sehr stark, und erforderte einen Verband. Während daß man sich hiermit beschäftigte, war der davon gelaufene Hund in den Park gegangen, und hatte den andern, welcher diesen Tag den Braten eigentlich wenden sollte, aufgesucht, und trieb ihn, mit starken Bellen, vor sich her in die Küche, wo er sich sogleich ohngeheissen in das Rad begab und seine Pflicht that. —

Der nun verstorbene kais. königl. Hofastronom und Professor Strend in Prag, erzählte mir von einer Katze, die in das gläserne Gefäß der Luftpumpe gethan wurde, um eine Wahrheit zu erweisen, daß wir ohne Luft und Athemholen nicht leben können, folgendes: Der Naturforscher hatte schon verschiedene Züge mit dem Pumpenstocke gemacht. Das Thier, dem in einem Luftkreise, der sich immer mehr und mehr verdünnte, übel zu Muthe zu werden anfieng, hatte das Glück gewahr zu werden, wo die Gefahr herkäme. Es setzte

seine Pfote auf das Loch, das der Luft den Ausgang verschaffte, und verhinderte dadurch, daß keine mehr heraus kam. Alle Bemühungen des Physikers waren vergebens; vergebens zog er den Stock an; denn die Pfote der Katze verhinderte dessen Wirkung; vergebens ließ er auch wieder Luft in das Gefäß hinein, um das Loch des Bodens zu eröffnen. Alsbald die Pfote der Katze die Luft fühlte, zog sie dieselbe augenblicklich zurück; allein bey dem ersten Zuge des Stockes, der sie eines Theils der Luft beraubte, eilte sie, das Loch wieder zu verstopfen. Alle Zuschauer klatschten dem Verstande des Thieres Beyfall zu, und man sah sich genöthigt, es zu befreyen, um ein anderes an seine Stelle zu setzen, das weniger Einsicht hatte, und ihnen das grausame Vergnügen verschaffte, mit ihren Augen alle Grade, die von Leben zum Tode führen, durchzulaufen.

Der Verstand der Thiere beziehet sich immer nur auf Gegenstände der Sinnlich-

keit. In eigentlicher Bedeutung des Wortes denket das Thier nicht; es bearbeitet seine Empfindungen bloß auf eine dem Denken ähnliche Art, und hat also zu diesem Geschäfte den erforderlichen Grad des Verstandes, wie wir uns durch Facta hiervon überzeugen wollen, die unmöglich der Instinkt allein erklären kann.

II.

Kunstfertigkeiten der Thiere, die nicht ohne Verstandskraft erklärbar sind.

Der Ichnevmon, ein kleines vierfüssiges Thier, von der Wieselart, in Egypten, muß oft durch Kunst das ersetzen, was ihm die Natur versagt hat. Hühnerеyer sind seine Lieblingsspeise. Aber er hat ein nicht genug gespaltenes Maul, und kann also seinen Leckerbissen nicht fassen. Was thut er? O, er weiß sich zu helfen; er nimmt mit seinen Vorderfüssen das Ey, wirft es in die Höhe, und sucht es zu zer-

brechen; oder er wälzet es auf der Erde auf unzählige Arten, stößt mehrere an einander, und bemühet sich, sie in Stücke zu bringen. Findet er einen Stein in der Nähe, so stellet er sich gleich mit dem Rücken gegen ihn, sperret seine Hinterbeine auseinander, nimmt mit den vordern das Ey auf, und wirft es unterm Bauch durch, gegen den Stein, daß es zerbricht.

Wenn der Seerabe, mit seinem krummen Schnabel, sich eines Fisches bemächtiget hat, ihn aber nicht bey dem Kopfe, sondern bey dem Schwanze faßt, so kann er ihn, wegen der widerstraubenden Floßfedern, Gräten und Schuppen, nicht gut verschlucken. Er ist in Verlegenheit; die Kunst muß ihn aus derselben reissen. Er schleudert den Fisch in die Luft, und weiß ihm dabey einen solchen Schwung zu geben, daß er mit dem Kopfe zu unterst zurückfällt. Dann fängt er ihn mit solcher Gewalt und Geschicklichkeit, daß ihm sein Griff niemals fehlschlägt.

Der Igel speiset sehr gerne die Aepfel, und besucht zu diesem Ende nicht selten die Obstgärten des Landmanns, um welche unter den Bäumen zu finden. Lieb ist es ihm, wenn gerade ein starker Wind tobt, der eine Anzahl herab wirft. Nun läßt er sichs vortrefflich schmecken; doch dem Landfrieden ist nicht zu trauen, und der schönen Aepfel giebt es so viele. Sie liegen zu lassen, das kann er nicht über's Herz bringen, und sie davon zu tragen, dazu sind seine Gliedmaßen nicht gemacht. Er nimmt die Zuflucht zu seinen Stacheln, wälzet sich über die Aepfel hinweg; die Aepfel werden angespießt, und der so beladene Igel wandert nach seiner Wohnung in der finstern Küche. Ich hatte einmal Gelegenheit einem solchen Apfeldiebe zuzusehen. Wer wird, wer kann hier läugnen, daß der Igel weiß, daß er Instrumente, nämlich seine Stacheln habe, worauf sich was anspießen läßt? Genug Verstand für den Igel, es ist gerade so viel, als er be-

darf; er wäre nicht Igel, hätte er ein größeres Maaß des Verstandes. Jedem das Seinige.

Die Erdspinne, deren Geschichte von dem Abt von Sauvages auf eine sehr angenehme und belehrende Art der Witz des Autors beschreibt, spannt kein Netz nach Art der andern Spinnen aus, sie hat ihre eigene Weise. Mit den zwey Zangen ihres Kopfes gräbt sie sich in die Erde, höhlet sich eine Grube aus, verfertiget vor derselben eine bewegliche Thüre, die so genau schließt, daß man kaum eine Nadelspitze in ihre Fugen stecken kann. Sie ist in Ansehung der Wahl der Stelle, wo sie ihre Wohnung anlegen will, eben so sorgfältig, als die Ameisen, und andere Insekten. Sie sucht einen Ort aus, wo kein Gras wächst, eine Gegend, die abhängig ist, damit kein Regenwasser bey ihr stehen bleibe, und ein Erdreich, das nicht steinigt ist; denn die Steine würden der Errichtung ihres Wohnplatzes ein un-

überwindliches Hinderniß in den Weg legen. Sie macht ihre Wohnung ein oder zwey Fuß tief, und giebt ihr eine solche Breite, daß sie sich mit Leichtigkeit darinn bewegen könne; sie siehet auch darauf, daß diese Wohnung im Durchschnitte allenthalben gleich sey. Ist alles dieß gethan, so tritt sie als Tapecier auf, schmücket ihren Aufenthalt mit einem Gewebe aus, das an der Erde hängt, entweder um das Einschießen ihres Wohnhauses zu verhüten, oder um festern Fuß zu haben, wenn sie hinauf klettern will, oder auch vielleicht um am Boden des Lochs fühlen zu können, was am Eingange vorgeht.

Am vorzüglichsten aber zeigt sich die Kunstfertigkeit dieser Spinne alsdenn, wenn sie am Eingange ihrer Höhle eine Thüre macht. Sie ist weder Zimmermann, weder Tischler noch Schlosser, und doch bringt sie eine Thüre zuwege, die ihr die genannten Handwerker nicht nachmachen könnten, wenn sie auch darauf das Mei-

sterrecht erwerben wollten. Diese Thüre ist von verschiedenen Erdarten geformt, die angefeuchtet, und durch Fäden mit einander verbunden sind, wahrscheinlich, um zü verhindern, daß sie sich spalten, und ihre Theile sich trennen. Ihr Umfang ist vollkommen rund. Der obere Theil, der mit der Erde gleich ist, ist platt und höckericht, der untere gewölbt und eben. Ueber dem ist das Loch noch mit einem Gewebe bedeckt, dessen Fäden sehr stark und wohl zusammengezogen sind. Diese Fäden sind von der einen Seite des Loches nach der Thüre hingeleitet, halten sie daselbst feste an, und bilden eine Art von Gewinde, vermöge dessen sie auf- und zugemacht werden kann. Das Bewunderungswürdigste bey dieser Einrichtung ist dieses, daß dieses Gewinde, welches man auch das Charnier nennen kann, immer da angebracht wird, wo der Rand des Einganges am erhabensten ist, damit die Thüre durch ihr eigenes Gewicht zurückfalle, und sich selbst schließe, eine Wir-

kung, die durch den Abhang des Erdreichs, das diese Spinne aussucht, noch erleichtert wird. Alles dieses ist mit einer solchen Geschicklichkeit verfertigt, daß der Eingang durch seine Erweiterung gewissermassen eine Fuge macht, worein die Thüre einfällt und genau paßt, indem sie nur so weit aufgeht, daß die Spinne hinein kommen kann. Außerdem ist der Umriß der Fuge, und der innere Theil der Thüre so gut gemacht, daß man sagen sollte, die Spinne hätte sich dabey eines Cirkels bedient. So viele Vorsicht bey der Verschließung des Eingangs zu ihrer Wohnung, scheint anzuzeigen, daß diese Spinne, von irgend einem Feinde überfallen zu werden, befürchtete. Auch scheint es, als ob sie ihren Aufenthalt verbergen wollte; denn die Thüre desselben hat nichts an sich, wodurch sie unterschieden werden könnte. Sie ist mit einem Ueberzuge von Erde bedeckt, die von derselben Farbe ist, als die Erde rund herum, und das Insekt läßt sie ohne Zweifel mit Fleiß

höckericht; denn es hätte sie auswendig eben so gut ebnen können, als inwendig. Die Thüre ist auch nirgends zu hoch, oder zu breit, und die Fugen passen so genau in einander, daß man nicht weis, wo man anfassen soll, um sie aufzuheben. Mit so vieler Sorgfalt und Arbeit zur Verdeckung ihrer Wohnung, und zur Verschließung des Eingangs zu derselben, vereinigt diese Spinne ein noch eine ganz besondere Geschicklichkeit und Stärke, das Eröffnen der Thüre zu verhindern. Bey der ersten Entdeckung, die Herr von Sauvages hierüber machte, ließ er sich nichts so sehr angelegen seyn, als eine Nadel unter die Klappe dieser Thüre zu stecken, um sie aufzuheben; allein er fand einen Widerstand dabey, der ihn in Erstaunen setzte; die Spinne hielt nämlich diese Klappe mit einer Gewalt an sich, die ihn, da sie ein so kleines Thier ist, äußerst Wunder nahm. Er konnte die Thüre nur ein wenig öffnen, und da sahe er denn die Spinne auf dem Rücken liegen, die sich

mit den Füssen auf der einen Seite, an der Wand des Einganges, und auf der andern an das Gewebe, das unter der Klappe ausgespannt war, angeklammert hatte. In dieser Stellung, die ihre Stärke noch vermehrte, zog die Spinne die Klappe an sich, so viel sie nur konnte, während daß der Naturforscher sie auch an sich zog, dergestalt, daß die Klappe sich in dieser Art des Kampfes wechselweise auf und zu that. Fest entschlossen, nicht nachzugeben, ließ die Spinne nicht eher los, als bis es zum äußersten gekommen war; und als Herr v. Sanvages die Klappe gänzlich in die Höhe gehoben hatte, so stürzte sie auf den Boden ihrer Höhle hinab.

Bekanntlich sammeln die Biber im Sommer Vorräthe für den Winter. Es gehet einer und nimmt die Gegend, wo was zu holen seyn dürfte, in Augenschein. Findet er, was für die Biberwelt nutzbar ist, und sich durch die rauhe Jahrszeit aufbewahren läßt, so kehrt er zurück, und meldet es seinen Brü=

dern, nun erscheinen mehrere in Gesellschaft. Der Kundschafter leget sich auf den Rücken nieder, und strecket seine Füsse empor. An diese befestigen die andern Biber Zweige von Bäumen, so, daß der liegende Biber das Ansehen eines Leiterwagens ohne Axen und Räder bekömmt. Jetzt wird er in der Hohlung zwischen seinen Füssen mit Proviant beladen, und einer seiner Kammeraden stellet sich mit dem Rücken und von einander gesperrten Hinterfüssen gegen den Schwanz des Beladenen, den er zwischen den Füssen bis zum Munde hervorzieht, ihn mit den Zähnen packt, und zugleich den Schwanz eines dritten Bibers mit in den Mund nimmt. An diesen schließt sich eben so der vierte, an den vierten der fünfte, u. s. f., an, und so ziehen dann alle den lebendigen Proviantwagen mit seiner Fracht davon.

Der Bau der unterirdischen Wohnung des Maulwurfs setzt eine ungemeine Kunstfertigkeit bey diesem Thiere voraus.

In den Wiesen pflegt er gemeiniglich ein rundes Gewölbe, in den Gärten aber einen langen Gang sich auszuhöhlen, weil es ihn weniger Mühe kostet, ein lockeres, bearbeitetes Land, als einen festen, von Wurzeln durchwebten Rasen zu durchwühlen und aufzuwerfen.

Der Bau, in welchem die Maulwürfe ihre Jungen werfen, ist einer besondern Schilderung würdig; er zeugt eben so von Geschicklichkeit als Vorsicht. Den Umfang machen sie mit Aufwerfung der Erde zu einem ziemlich hohen Gewölbe, in welchem sie ordentliche Abtheilungen anbringen, auch hin und wieder eine Art von Pfeilern lassen. Sie drücken und schlagen die Erde, vermengen sie mit Wurzeln und Grase, und machen sie von unten so hart und fest, daß, wegen der erhobenen Figur und Festigkeit solcher Gewölbe das Wasser nirgends hinein zu dringen vermögend ist. Alsdenn werfen sie unterwärts noch etwas Erde auf, deren Oberfläche sie zu einem bequemen La-

ger für die Jungen, mit Gras und Blättern belegen. In dieser Lage sind sie merklich über den Boden des Gewölbes erhoben, folglich wider die gewöhnlichen Ueberschwemmungen, zugleich aber auch, durch das Gewölbe, über ihrem Lager, wider den eindringenden Regen, gesichert. Ein solcher Hügel ist rund umher mit vielen abhängigen Löchern durchbohrt, welche nach allen Seiten hin, als eben so viele unterirdische Gänge, tief in die Erde dringen, durch welche die Mutter aus- und eingehen kann, um den nöthigen Unterhalt für ihre Familie zu suchen. Diese unterirrdischen Gänge sind fest und wohlgebaut; sie reichen auf 12 und 15 Schritte von der Wohnung in eben der Richtung wie sich Strahlen von einem Mittelpunkte verbreiten.

In diesen Gängen sowohl, als im Gewölbe findet man Ueberbleibsel von Zwiebeln der Zeitlosen, womit sie wahrscheinlich zuerst ihre Jungen genährt hatten.

Ein Naturforscher, der auf dem Lande lebt, erzählte mir, daß er öfter eine Art

von Wieseln beobachtet hätte, die die Getraideähren, welche sie mit dem Halm auf der Erde abbißen, und in ihren unterirdischen Wohnungen bis zum Herbste verwahrten, nun ordentlich auf- und neben einander hingelegt, und mit den Vorderfüssen ausgedroschen haben.

In dem östlichen Indien giebt es einen kleinen Vogel, dessen Länge drey Zoll beträgt, der in dem Baue seines Nestes eine ganz besondere Geschicklichkeit blicken läßt. Es scheint ihm nicht genug sicher zu seyn, dasselbe an die Spitze eines Astes zu weben; er befestiget es an das Blatt. Zu dem Ende sucht er erstorbenes Blatt auf, und wähet es auf ein frisches, welches mit seinem Stengel noch am Baume sitzt. Der kleine dünne Schnabel ist bey dieser Arbeit die Nähnadel, und einige sehr zarte Fäßerchen der Zwirn. Er macht eine förmliche Nath, und das Ganze giebt ein niedliches Ansehen. Darum nennet man auch dieses Vögelchen den Schneidervogel. In-

wendig füllet er das Nest mit Federn, Daunen und der feinsten Pflanzenwolle aus. Da das ganze Thierchen kaum neunzig Gran wiegt, so ist seine Geschicklichkeit um so mehr zu bewundern. — Ueberhaupt sind die Nester der kleinen Vögel in ihrem Baue und ihrer Einrichtung viel feiner, als die Nester der größeren Arten.

In China und einigen angrenzenden Ländern giebt es kleine bunt gefärbte Vögel, die man Salangen nennt, und die noch kleiner, als der Zaunkönig sind. Diese Vögel kommen zur Heckezeit aus dem Innern des Landes zu den Felsen am Meere, und sammeln aus dem Schaume des sich an dem Grunde der Felsen brechenden Meeres eine gewisse gallertartige Materie, aus welcher sie ihre Nester bauen. *)

*) Diese Nester reissen die Chinesen von den Felsen, und bringen sie in großer Menge nach Ostindien zum Verkaufe. Schwelger halten sie für eine große Delikatesse, die sie, in Hühner- oder Hammelbouillon aufgelößt, mit dem größten Appetite verzehren. Die Tafeln der dorti-

Das Nest des Adlers ist nicht wie die Nester der andern Vögel, ausgerundet, sondern ganz flach, und mehrentheils zwischen zwey Felsen, an einem trocknen und unzugänglichen Platze erbauet. Es ist ein Werk von vieler Arbeit, und auf die Dauer gemacht. Es hat die Gestalt mit fünf bis sechs Schuh hohen Stangen rund um besetzt. Queer über diesen Stangen sind oben und unten biegsame Zweige verwebt, und in der Mitte mit Binsen und Heide dicht und fest gemacht. Man sagt, der Adler soll seine ganze Lebenszeit in diesem Neste wohnen.

Es ist wirklich der Mühe werth, die Nester der Vögel mit Aufmerksamkeit zu untersuchen. Sie sind wahre Meisterstücke der Baukunst, und zeigen so viel Mechanik und Geometrie, daß man erstaunen muß. Kein Sandkörnchen ist darinn überflüssig, keins ist an einem unrechten Orte.

gen Großen sind gewöhnlich mit dergleichen Nestern besetzt.

Alles greift in einander, um ein Ganzes hervorzubringen, das im Stande ist, den Winden, dem Regen, dem Hagel zu widerstehen, und eine ganze Familie bequem zu beherbergen, und von den Unannehmlichkeiten der Witterung zu schützen. Der Schöpfer hat den Thieren hier ein Kunsttalent verliehen, das man billig bewundern muß.

Der Flamingo, ein westindischer Vogel, bauet sein Nest auf eine ganz besondere Art. Er trägt Erde zusammen, formirt daraus einen stumpfen Kegel, den er oben aushöhlet, diese Höhlung mit weichen Materialien ausfüttert, und sich darauf wie auf einen Stuhl mit herunter hängenden Füssen setzt, wenn er das Geschäft des Eyerlegens und des Ausbrütens verrichtet. *)

In dem südlichen Amerika wird eine Art kleiner Vögel ohngefähr von der

*) Diese Vögel leben immer in großer Anzahl beysammen, und lagern sich zuweilen an dem Gestade des Meeres, in einer so regelmäßigen Ordnung, daß es von weitem das Ansehen einer Mauer von Ziegelsteinen hat, und Seefahrer dadurch oft getäuscht werden.

Größe einer Amsel gefunden, die von Eingebohrnen Ani genannt werden. Diese Vögel nisten nicht nach Art aller übrigen Vögel, einzeln, sondern es bauen wohl manchmal hundert und mehrere sich ein gemeinschaftliches großes Nest, und füttern ihre Jungen auch gemeinschaftlich.

Der Remiz ein kleiner Vogel, der in dem südlichen Europa zu Hause gehört, aber auch in einigen Gegenden von Pohlen und Rußland gefunden wird, webt sein Nest, welches die Gestalt einer Fußsocke hat, mit vieler Kunst aus Wolle, Hanf und dergleichen Materialien, und weis demselben einen großen Grad von Festigkeit zu geben. Er hängt es wie einen Beutel an einen Baumzweig. *)

Daß die Vögel bey dem Geschäfte des Nestbaues mit Ueberlegung und Klugheit zu Werke gehen, und nicht blos einem blinden Naturtriebe folgen, erhellet wohl dar=

*) Man sammelt diese Nester sorgfältig, und verkauft sie als wirksame Mittel gegen böse Hälse.

aus, wenn man nachstehende Beobachtungen etwas genauer prüft. Bauen sie die Nester im Gebüsche, so legen sie die biegsamen Zweige auf eine Art, welche das Nest allem Anblicke gänzlich entzieht, und suchen verschiedene Materien, um es noch besser zu verbergen. So bedeckt der Buchfinke die Aussenseite seines Nestes mit Moos, und zwar nicht mit dem ersten besten Moose; nein, er sucht sich solches aus, das mit der Rinde des Baumes, worauf er sein Gebäude aufgeführt hat, gleichfärbig ist. Kann er wohl klüger handeln, um seinen Aufenthalt zu verbergen? Die Schwalben nehmen Schlamm zu ihren Nestern. Diesen bereiten sie mit ihrem Schnabel gut zu, und feuchten ihn mit Wasser an, um ihn desto fester zusammen hängend zu machen, und vermischen ihn mit Stroh und Gras, damit er ja recht compakt werde. Ich habe die den Schlamm einsammelnden Schwalben genau beobachtet, und gab mir alle Mühe sie durch eine Oeffnung unter der

Dachtraufe zu belauschen, wie sie ihn zu einer Art von Märtel verarbeiteten. Ich versuchte es sodann, dem Vogel in sein Handwerk zu greifen, machte ebenfalls diesen Martel an, und ließ ein Stückchen davon unweit von dem angefangenen Neste liegen. Die Schwalbe kam, sah den zubereiteten Schlamm, untersuchte ihn mit ihren Schnabel, und — warf ihn hinab. Ich war kein guter Maurer für das Thier; denn ich fand, als ich nachher meine und der Schwalbe Arbeit mit einander verglich, daß ich meinen Martel viel zu feucht gemacht, und zu wenig Stroh und Gras darunter gemengt hatte. Beschämt, wagte ich es nicht mehr, mich in der Schwalbenwelt zu prostituiren.

So beobachtete ich auch einen Canarienvogel, der sehr heimlich war. Auf meinem Tische lag gezupfte Seide. Durch eine Oeffnung in der Thüre sah ich, daß das Vögelchen öfter nach dem Tische flog, und ein Büschelchen des weichen Stoffs da-

von trug. Ich legte zu der Seide Schaf- und Baumwolle, und setzte meine Beobachtungen fort. Es kam wieder, nahm Schaf- und Baumwolle in Augenschein, ließ aber beydes liegen, und faßte, wie vor, die Seide in sein Schnäbelchen, mit welcher es sein Nest im Käfige ausfütterte. Die Seide muß ihm zweckmäßiger geschienen haben, als die Schaf- und Baumwolle; vielleicht trugen auch die verschiedenen Farben derselben dazubey, daß der Vogel sie wählte Gelbe Seide war dem Thierchen am liebsten; hatte es diese, so blieben andere Farben unberührt. Selbst gelb, hatte der Vogel eine Vorliebe für das Gelbe.

III.

Klugheit und List muß man in einem gewissen Grade den Thieren einräumen.

Man betrachtete einen Elephanten, der im Tanzen unterrichtet wurde, und bemerkte, daß er, wenn er wegen begangener

Fehler, Schläge bekam, sich des Nachts beym Mondscheine in der zu erlernenden Kunst geübt habe.

Hartsonker führt, in seinen Muthmassungen über die Naturlehre, folgenden Verstandszug von einem Hunde an. Dieser war gewohnt, alle Sonntage nach Charenton, nahe bey Paris mit seinem Herrn, welcher daselbst eine Messe hörte, und sich den übrigen Theil des Tages gewöhnlich bey einem dortigen Freunde aufhielt, zu gehen. Einmal war er eingesperrt worden, worüber er sehr unruhig war; doch ließ er sichs dießmal gefallen. Da man ihn aber am folgenden Sonntage wieder einschloß, so merkte er, daß man seiner Gesellschaft überhoben zu seyn suchte. Weil es ihm nun in Charenton gefiel, so lief er den Sonnabend Abends von Paris weg, und erwartete seinen Herrn Sonntags früh in der Kirche zu Charenton.

Man hat mehrere Beyspiele, daß Hunde die Tage der Woche unterscheiden kön-

nen. So lebte in einem Dorfe ein Hund, der sich an jedem Markttage in der nahen Stadt einfand, um daselbst eine Beute zu machen. Mir ist ein Fall bekannt, daß ein Hund, den man abgerichtet hatte, an den bestimmten Wochenmärkten verschiedene Nahrungsmittel nach Haus zu bringen, an jedem Dienstage und Freytage frühzeitig in der Küche erschien, den Korb nahm, die Einkäuferinn weckte, und an's Hausthor lief, wo er sie erwartete.

Daß man durch Hunde förmliche Schauspiele aufführte, wo diese Thiere die größte Aufmerksamkeit äußerten, und unwidersprechliche Beweise gaben, daß sie Ideen zu combiniren wußten, davon sind die Hauptstädte Deutschlands seit einigen Jahren Augenzeuge *)

Die Affen sind außerordentliche Liebhaber von Früchten, und sprechen darum

*) Eine umständliche Beschreibung eines solchen Schauspiels, dem ich selbst beywohnte, findet man in meinem Werke: die natürlichen Zauberkräfte des Menschen, ꝛc. ꝛc.

oft auf Mayerhöfen und Gärten ein. Indem eine Partey ihres Haufens einen Garten bestiehlt, so stellen sich die übrigen in eine Reihe, bis an ihren Schlupfwinkel in den Gebirgen. So wie die ersteren die Frucht abbrechen, bringen sie solche dem, der an der Spitze der Linie steht. Von diesem gehet sie zu dem folgenden über; dieser reicht sie seinem Nachbar hin, bis sie von Hand zu Hand zu dem letzten kommt. Dieß wird mit dem tiefsten Stillschweigen ausgeführt. Wenn diejenigen, welche Wache halten, einige Gefahr entdecken, so fangen sie an zu schreyen, und dieses dient dem ganzen Haufen zum Signal; darauf nehmen sie eilfertig die Flucht. Die Jungen steigen den Alten auf die Achseln, und ihr Rückzug ist ein sehr belustigendes Schauspiel. Man glaubt, daß die Nachläßigkeit ihrer Schildwachen nicht unbestraft bleibe; denn wenn einer von ihnen gefangen oder getödtet ist, so höret man, daß sie auf ihrem Rückzuge viel Lärmen machen, und

man findet zuweilen verschiedene von ihnen auf dem Wege zerrissen.

Die Geyer in Afrika sind so kühn, daß sie durch die offenen Fenster in die Häuser fliegen, und ihre Beute holen: den Negern auf der Goldküste reissen sie am hellen Tage auf den Märkten, Fische und andere Nahrungsmittel aus den Händen. Einmal wurde zu Cairo ein Geyer durch ein Fenster ein Stück Fleisch gewahr, welches man in einen Topf gesteckt hatte. Er gieng darauf los, und holte es weg. Es befand sich in dem Zimmer ein Affe, der aber den Dieb nicht eher gewahr ward, als bis er mit seiner Beute davon flog. Die Furcht, der Gefräßigkeit beschuldigt zu werden, gab ihm ein sonderbares Mittel ein, sich von diesem Verdachte zu befreyen. Da er nicht zweifelte, daß der Geyer bald noch einmal wieder kommen würde, kroch er in den Topf hinein, so daß der Hintere oben kam, und er sich leicht herumdrehen konnte, den Geyer anzupa-

cken, der sein nacktes und von Haaren entblößtes Gefäß unfehlbar für ein Stück Fleisch ansehen würde. Es geschah, was der Affe vorausgesehen hatte; der Geyer kam zum zweytenmale, um zu rauben. Der Affe drehet sich geschwind um, beißt dem Geyer den Kopf ab, und steckt ihn in den Topf. Mittlerweile erscheint der Herr des Hauses, und wundert sich sehr, daß er statt des Fleisches einen Geyerkopf im Topfe findet. Er drohet dem Affen; dieser aber sucht sich zu rechtfertigen, ziehet den Kopf aus dem Topfe, kriecht selbst hinein, und zeiget seinem Herrn alles so, wie er es gemacht hat. — Welche Verstandskräfte forderte nicht diese Handlung des Affen!

Dampier versichert, auf der Insel Gorgonia, neben der Küste von Peru, Affen gesehen zu haben, die Austern sammelten, wenn das Wasser niedrig war, und solche auf folgende Art öffneten: sie legten nämlich eine auf einen Stein, und schlugen mit einem andern Steine so

lange darauf, bis die Schale in Stücken brach, und verschluckten sodann das Inwendige.

Das Gebirge von Sierra-Leona in Afrika ist voll einer Art Affen, von welchen Barbot erzählt: diese Affen, die man im Lande Boris nennt, essen die Austern ungemein gerne. Um ihre Begierde zu befriedigen, nähern sie sich bey niedrigem Wasser dem Gestade zwischen den Klippen. Wenn nun die Austern sich von der Sonnenhitze aufthun, legen sie einen kleinen Stein zwischen die Schalen, daß sie sich nicht wieder schließen können, und saugen dann die Auster heraus.

Die Affen auf den philippinischen Inseln fangen die Seekrebse mit eben so vieler List als Geschicklichkeit, indem sie ihren Schwanz zwischen die Scheere legen, und sie dann auf einmal, wenn die Krebse kneipen, heraufziehen.

Ein Kaufmann erzählte mir von einem Affen, den er jung bekam und erzogen hat-

te, nachstehende interessante Geschichte. — Der Kaufmann hatte allerley süsse Weine in seinem Gewölbe. Da er oft selbst ein Gläßchen trank, so geschah es oft, daß auch der Affe seinen Antheil davon erhielt. Genau gab der Affe Acht, wo der Kaufmann die wohlverwahrte Flasche hinstellte. Das nächstemal, als man wieder süssen Wein auftrug, fand sich's, daß die Flasche zur Hälfte ausgeleert, doch aber eben so gut wie sonst verschlossen war. Der Kaufmann warf auf den Ladenjungen Verdacht. Einige Tage hierauf versuchte er eine andere Flasche, und bemerkte, daß auch aus dieser getrunken wurde. Er nahm eine dritte, eine vierte, und siehe, die Bouteillen waren alle angezapft. Der Kaufmann schwieg, und hatte von nun an alle seine Achtsamkeit auf die Weine gerichtet, konnte aber dennoch den Dieb nicht entdecken. Ein Zufall verrieth denselben. Die Frau des Kaufmanns hatte Gläser gekauft. Es standen einige Dutzend auf dem Tische.

Als sie solche in den Schranck stellen wollte, und sie überzählte, fehlte eins und zwar eins von der feinsten Sorte. Man frägt darnach, man sucht und findet nichts. Auch der Ladenjunge sucht, und ist so ungeschickt, daß er im Vorzimmer über das Haus des Affen hinfällt, und solches umstürzt. Es fallen mehrere Gläser mit Wein gefüllt heraus, und auch das, welches man so eben vermißte. Man untersucht den vergossenen Wein, und es zeigt sich, daß es der Wein aus den Bouteillen ist. Der Affe verkriecht sich, thut furchtsam; man ist überzeugt, daß er Wein und Gläser gestohlen habe, und drohet ihm. Einige Zeit blieben nun die Flaschen unangetastet; der Affe traute nicht. Doch mit einemmale gehet die vorige Dieberey wieder an. Der Affe wird empfindlich gezüchtigt. Sonntags darauf, als der Kaufmann mit seiner Familie beym Frühstücke saß, die Ladendiener alle abwesend, und das Gewölbe verschlossen war, kömmt plötzlich der Affe in die Stube gelaufen, zieht

seinen Herrn beym Rocke und giebt durch Zeichen zu verstehen, daß ihm derselbe nach dem Gewölbe folgen solle. Der Herr gehet mit dem Affen, und dieser führt ihn in einen Winkel des Gewölbes, wo er stehen bleibt, und dem Kaufmanne die Hauskatze erwürgt, mit einer der Weinbouteillen in den Pfoten zeigt. Er wollte die Schuld von sich schieben, und die unschuldige von ihm erwürgte Katze zum Thäter machen, bedachte aber nicht, daß Katzen keine Weintrinker und viel zu ungeschickt sind, eine gehörig verwahrte Bouteille zu öffnen, auch nur solche von ihrem Standorte zu nehmen.

Es wurde jemand, der über Feld gieng, einen Wolf gewahr, der einer Heerde Schaafe aufzulauern schien. Er gab dem Hirten Nachricht davon, und rieth ihm, ihn durch seine Hunde verfolgen zu lassen. "Das werde ich wohl bleiben lassen," antwortete der Hirt, „der Wolf, den ihr sehet, stehet nur darum da, um meine Auf-

merksamkeit auf sich zu locken; es hat sich auf jener Seite ein anderer Wolf versteckt, der nur des Augenblicks harret, daß ich meine Hunde auf diesen da losgehen lasse, um mir indeß ein Schaf wegzukappern. — Der Wanderer wollte gerne wissen, ob sich die Sache wirklich so verhielt, und machte sich anheischig, das Schaf zu bezahlen. Es geschah, was der Schäfer vorausgesagt hatte. — Eine so wohl abgemessene List, legt die nicht sichtbarlich zu Tage, daß die beyden Wölfe einig darüber geworden waren, daß der eine sich zeigen, der andere aber sich verstecken wolle?

Dieses Einverständniß und die Beherzigung des gemeinschaftlichen Interesses, zwischen den Wölfen, wurde auch von den alten Naturforschern schon bemerkt. Wenn ein Ochse, sagt Aelian, das Unglück hat, in einen Morast zu fallen, so setzen die Wölfe ihn durch ihr Heulen und ihre schnellen Bewegungen in Schrecken, und machen ihn scheu, um ihn zu verhindern, nicht wieder

an das Land zu kommen. Das Thier mag sich nach einer Seite drehen, nach welcher es will, so widersetzen sie sich seinem Durchkommen, und er muß endlich mitten im Wasser umkommen. Wie machen sie es aber nun, um den Ochsen herauszuziehen? Einer der Stärksten von der Schaar wirft sich schwimmend hinein, und greift den Ochsen mit den Zähnen beym Schwanze an. Ein zweyter Wolf hält sich auf dieselbe Art an dem Schwanze des erstern fest, ein dritter an dem Schwanze des zweyten, und so bis zu dem letzten Wolf. Dieser stehet am Rande des Morastes, und zieht diese lebendige Kette, woran der todte Körper des Ochsen hängt, ohne Mühe aus dem Wasser.

Zu Signy-le-Petit, einem Flecken an der Grenze von Champagne, bemerkte ein Landmann durch die Hecke seines Hofes, daß ein Wolf um seinen Maulesel herumgieng, ihm aber nicht beykommen konnte, weil der Maulesel beständig hinten

ausschlug. Wie er die Unerschrockenheit desselben sah, blieb er ganz ruhig, und hoffte nun nicht mehr genöthigt zu seyn, ihn durch seine Leute in dem Gehölze hüten zu lassen, wie jeder aus Furcht vor den Wölfen im Lande zu thun gezwungen ist. Nachdem der Angriff und die Vertheidigung eine gute Viertelstunde gedauert hatte, sah der Landmann den Wolf mit Heftigkeit nach einer nahen Pfütze hinlaufen, und sich zu wiederholtenmalen daselbst untertauchen. Nach der Beurtheilung des Beobachters that er dieß, um sich von seiner starken Ermüdung zu erholen, und da er nicht zweifelte, daß der Kampf zum Vortheile seines herzhaften Maulesels geendiget werden würde, so wünschte er wegen seines Sieges schon im voraus Glück, als er den Wolf auf dem Kampfplatz zurückkehren sah. Er war ganz naß, und näherte sich, so viel er konnte, dem Kopfe des Maulesels, schüttelte sich heftig, und spritzte ihm eine große Menge Wassers in die Augen, so daß er genöthi-

get war, sie zuzuschließen. In diesem Augenblicke stürzte er sich auf ihn, und erwürgte ihn. Der Landmann ward sehr betrübt hierüber, und erzählte mit thränenden Augen sein Unglück.

Der Fuchs, der Meister Reineke, ist in allen Zeitaltern und unter allen Nationen immer wegen seiner Verschlagenheit und Geschicklichkeit gerühmt worden. Scharfsinnig und vorsichtig, überlegend und klug, verändert er nach Maaßgabe der Umstände sein Betragen, und hat auf unvorgesehene Zufälle immer einen listigen Streich in Bereitschaft. Er ist zwar schneller, als der Wolf, trauet aber der Geschwindigkeit seines Laufes nicht ganz. Er weis sich dadurch zu sichern, daß er sich mit einem Zufluchtsorte versieht, wohin er in Gefahr sich begiebt. Er ist kein Herumstreicher, sondern lebt in einer bestimmten Wohnung, und in einem häuslichen Zustande. Die Wahl des Orts, die Kunst, eine bequeme Wohnung zu bauen, und die Zugänge zu

derselben zu verbergen, erfordern einen hö- hern Grad von Empfindung und Ueberle- gung. Der Fuchs hat diese Eigenschaften, und wendet sie mit Geschicklichkeit und Vor- theil an. Er bauet an der Grenze eines Waldes, und in der Nachbarschaft von Häusern seine Wohnung, hier horcht er auf das Krähen der Hähne und auf das Ge- gacker der Hühner. Er wittert sie in gro- ßer Entfernung, und wählet seine Zeit mit großer Behutsamkeit und Vorsicht. Er verbirgt genau seine Fährte und sein Vor- haben. Mit Behutsamkeit schleucht er vor- wärts, und selten ist seine Unternehmung fruchtlos. Er springt über die Mauern, richtet auf dem Hofe Verwüstungen an, tödtet alles Federvieh, und kehret dann ru- hig mit seiner Beute zurück, die er entwe- der unter dem Grase verbirgt, oder in sei- ne Höhle trägt, kurz darauf gehet er wie- der auf einen neuen Raub aus, den er fortschleppt und auf eben die Art, nur an einem andern Orte versteckt. So fährt er

fort, bis das Tageslicht, oder einige Bewegungen, die er im Hause bemerkt, ihn erinnern, daß es Zeit ist, sich in seine Höhle zurückzuziehen. Er thut den Vogelstellern sehr vielen Schaden Des Morgens früh besucht er ihre Netze und ihre Leimruthen, und trägt glücklich alle Vögel davon, die sich haben fangen lassen. Die jungen Hasen jagt er auf den Ebenen, die alten ergreift er in ihrem Lager; gräbt die Kaninchen aus ihren Löchern, findet die Nester der Rebhühner, Wachteln u. s. w. auf, bemächtiget sich der Mütter auf den Eyern, und tödtet eine zahlreiche Menge Federvieh. Alle Arten von Hunden jagen den Fuchs von freyen Städten. Ungeachtet seines starken Geruchs ziehen sie ihn doch dem Hirsche und dem Hasen vor. Wird er verfolgt, so lauft er in seine Höhle, und es ist nichts ungewöhnliches, daß man die Dachshunde hinein schickt, die ihn so lange halten müssen, bis ihn die Jäger ausgraben, und entweder tödten oder lebendig fangen. Di e

sicherste Methode aber einen Fuchs zu tödten ist die, daß man zuerst die Höhle verstopft, einen Mann mit einer Flinte an den Eingang stellt, und dann den Fuchs mit den Hunden aufsucht. Wenn sie ihn antreffen, eilt er sogleich nach seiner Höhle; so wie er aber dort ankommt, wird er mit einem Flintenschuße empfangen. Verfehlt ihn der Schuß, so flieht er eiligst davon, nimmt einen weiten Umweg, und kehrt weiter zur Höhle zurück, wo man zum zweytenmale Feuer auf ihn giebt; entdeckt er aber, daß der Eingang verschlossen ist, so schießt er gerade vorwärts, in der Absicht, seine vorige Wohnung nie wieder zu besuchen. Sodann verfolgen ihn die Jagdhunde, die er aber fast immer ermüdet, weil er sehr listig durch die dicksten Theile des Waldes lauft, wo es am schwersten ist, durchzukommen, und ihm die Hunde kaum folgen können. Kommt er auf eine Ebene, so läuft er gerade aus, ohne stehen zu bleiben, oder Seitensprünge zu machen.

— Das wirksamste Mittel, die Füchse aus dem Wege zu räumen, besteht darinn, daß man ihnen Schlingen legt, die mit lebendigen Tauben oder andern Vögeln geätzt sind. Der Fuchs ist ein äußerst gefräßiges Thier. Nebst allen Fleischarten und Fischen verzehrt er mit gleicher Gierigkeit Eyer, Milch, Käse, Früchte und vorzüglich Weintrauben. Von Honig ist er ein außerordentlicher Liebhaber, und greift die Nester der wilden Bienen an. Zuerst treiben sie ihn durch unzählige Stiche in die Flucht; aber er zieht sich nur deßwegen zurück, um sich auf der Erde zu wälzen, und die Bienen zu zerdrücken. Er kommt so oft wieder, daß er sie zwingt den Korb zu verlassen. Diesen plündert er dann, und frißt sowohl den Honig, als das Wachs auf. Einige Zeit vorher, ehe das Weibchen wirft, verbirgt es sich, und verläßt selten seine Höhle, wo es, ein Bette für die Jungen zubereitet. Bemerkt es, daß man seinen Aufenthalt entdeckt, und die Jungen beun-

ruhiget hat, so trägt es sie nach einander in eine neue Wohnung. — Der Fuchs schläft, wie der Hund, zusammen gerollt; ruhet er aber, so liegt er auf seinem Bauche mit den Hinterfüssen ausgestreckt. In dieser Lage beobachtet er die Vögel auf den Hecken und Bäumen. Die Vögel haben eine solche Antipathie gegen ihn, daß sie, wenn sie ihn kaum bemerken, sogleich durch ein helles Geschrey ihren Nachbaren die Nähe des Feindes bekannt machen. Vorzüglich folgen die Dohlen und Amseln dem Fuchse von Baum zu Baum, zuweilen zwey bis drey hundert Schritte weit, und wiederholen oft ihr Geschrey. Der Graf Büffon hielt zwey junge Füchse, die in Freyheit die Haushühner angriffen; in Ketten aber versuchten sie es nie ein einziges Huhn anzurühren. Man hat ein lebendige Henne beynahe ganze Nächte hindurch neben ihnen befestiget; und ob sie gleich in vielen Stunden nichts gefressen hatten, so vergassen sie, troz ihrem Hunger, und der

guten Gelegenheit, ihn zu stillen; doch nicht, daß sie in Fesseln lagen, und liessen die Henne ganz in Ruhe.

Aus dem Munde eines Bauers, — den ich seines gesunden Menschenverstandes und seiner seltenen Redlichkeit wegen innigst schätze, — habe ich folgende Nachricht; ich will sie mit den eigenen Worten des Mannes erzählen:

„Da ich noch im Dorfe lebte, und ein kleines Häuschen nahe am Eingange des Waldes bewohnte, hatte ich große Noth mit einem Fuchs, der, ich mochte so vorsichtig seyn, als ich nur immer wollte, mir dennoch richtig meine Hühner wegstahl. Der Gaudieb machte mir vielen Schaden und Verdruß. Unzähligemale sah ich ihn beym Mondscheine daher schleichen, und sein Maul nach dem ruhig in ihrem Behältnisse schlafenden Hühnervolke spitzen. Ich weis nicht, durch welchen Schlupfwinkel er in den Hof gekrochen, aber so viel, leider, weis ich, daß ich am Morgen mein Federvieh

theils

theils zerrissen auf dem Hofe fand, theils mehrere Stücke ganz vermißte. Ich kannte den Räuber wie einen falschen Groschen; und so gutmüthig ich sonst bin, so wurde ich dennoch über den Schlingel aufgebracht, und beschloß, wenn er gleich als Fuchs unschuldig war, und ich an seiner Stelle eben das gethan haben würde, ihm den Garaus zu spielen, und mich wenigstens an seinem Balge einigermassen schadlos zu halten. Ich bat den Jäger, mir die Fangeisen zu leihen. Der Jäger, ein kreuzbraver Mann und mein Gevatter, lieh mir die Eisen, und stellte sie selbst auf, nahe an meinem kleinen Hofe. Die Hühner sperrte ich geflissentlich diese Nacht nicht ein, und nahm den Hund in die Stube, fest überzeugt, daß der Fuchs kommen, und sich fangen würde. Bis Mitternacht stand ich in der finstern Stube am Fenster, das nach dem Walde zugieng, und aus welchem ich noch immer den Räuber anrücken sah. Gerade dießmal kam er nicht. Ich

legte mich zu Bette. Nicht eine Viertelstunde lag ich, als es stark an das Fenster klopfte. Da ich sehr schläfrig war, achtete ich des Klopfens nicht, und schlief fort. Es klopfte wieder und zwar viel stärker, als vor dem. Ich stand auf, und öffnete das Fenster, und es schien mir, als wenn jemand seufzend um die Ecke des Hauses herum gegangen wäre. „Was wird's seyn? dachte ich mir, ein armer Handwerkspursche, dem es am Gelde mangelt, um im Wirthshause zuzusprechen, und der also bey mir um Herberge ansucht. Will gehen und dem Wanderer aufmachen.„ Mit diesen Gedanken gieng ich nach der kleinern Thüre des Hauses, öffnete sie, und, — siehe da, — Meister Fuchs springt herein, und ich vor Schreck aus der Thüre heraus. Im Hause schlief alles, und der Fuchs räumte ungestört im Hofe auf, während daß ich von aussen seinem Mordgeschäfte zusah. Wo er hereingekommen war, da nahm er auch wieder den Weg zurück,

und zwar aus gutem Grunde; denn vor dem großen Thore, wo ich ein kleines Loch entdecket, und also den Paß des ungebethenen Gastes ausgeforscht zu haben glaubte, waren die Fangeisen aufgestellt. Vermuthlich beobachtete mein Fuchs den Jäger, wie er sie dort aufstellte, und lachte sich ins Fäustchen. Darum kam er auch nicht unmittelbar aus dem Walde nach dem Hauptthore zu, sondern machte einen Umweg, und lockte mich mittelst des Klopfens und Seufzens heraus, die kleine Thüre zu öffnen, versichert, daß ich mich über den unerwarteten Anblick entsetzen, fliehen, und ihn in seiner Raublust nicht hindern würde. — Ich gab des folgenden Tages die Fangeisen dem Jäger zurück, borgte eine Flinte dafür, und erwartete den Schelm, aber seit dem sah ich ihn mit keinem Auge mehr. Wahrscheinlich schloß er, daß ich nun besser auf meiner Huth seyn und List gegen List brauchen würde."

Eine sehr listige Art hat der Fuchs sich der Flöhe zu befreyen. Er sammelt die Wolle, welche die Schafe in den Hecken verlieren, nimmt davon einen Busch in den Mund und springt ins Wasser, gehet oder schwimmt rücklings, während daß er den Kopf mit der Wolle im Maule hoch empor hält. Die Flöhe, die die Nässe nicht vertragen, begeben sich nach dem Kopfe und in die Wolle, die er nun in's Wasser fallen läßt, und seiner Plage ledig, ans Ufer springt.

Von den Eichhörnchen, in Lappland, berichten Reisende: Wenn der Mangel an Lebensmitteln sie nöthigt, aus einer Gegend in die andere zu ziehen, und sie über einen Fluß, stehenden See, oder eine Meerenge setzen müssen, so versammeln sie sich haufenweise am Gestade, und bringen einen großen Vorrath Baumrinde zusammen, die ihnen bey ihrer zu machenden Ueberfahrt anstatt der Schiffe dienen muß. Wenn alles zur Reise in Ordnung ist, so schifft sich je-

des Eichhörnchen auf seiner Rinde ein, hält den Schweif in die Höhe, stellet ihn dem Winde als ein Segel entgegen, und so formiren sie eine oder mehrere Eskadern, die von ferne ein sehr wunderbares Schauspiel geben. So lange der Wind sanft und günstig bleibt, gehet es mit der Fahrt glücklich; Sturmwinde aber bringen Verwirrung und Unordnung unter der Flotte hervor, und die Kunst der Steuerleute erliegt unter der Heftigkeit des Wassers und des Windes.

Von einem Schalthiere in Peru, das den Namen Quinquinchon führet, lieset man, daß es sich, wenn es regnet, auf den Rücken legt, um das Wasser aufzufangen, aber nicht seinetwillen, sondern um durch diese List eine Beute zu erhaschen. Es erwartet nämlich eine durstige Gemse, oder ein anderes Thier, das da kommen soll, das Wasser aus seiner angefüllten Schale zu trinken. Sobald das nichts Arges vermuthende Thier kömmt, und [illegible] Schnauze in die Schale stecket, so ist es auch au-

genblicklich gefangen, und kann nicht einmal Athem holen. Alle seine Bewegungen sich loszuwinden sind umsonst. Es dienet dem Quinquinchon zur Nahrung. *)

Der schon öfter angeführte Pontoppidan schreibt vom Hermelin: „So klein dieses Thier ist, so bringt es doch zuweilen die allergrößten Thiere um, insonderheit das Elendthier und den Bären. Wenn diese schlafen, so springt es ihnen in's Ohr, und beißt sich darinn mit seinen scharfen Zähnen so fest ein, daß es nicht wieder abfällt, wenn das große Thier anfängt zu laufen und zu schreyen, und endlich ganz abgemattet, einen Felsen herabstürzt, und ums Leben kommt. Der Hermelin stellt sich auf einen schlafenden Adler oder Auerhahn, läßt ihn, indem er ihm auf

*) Der Quinquinchon trägt seine Haut, d. i. seine Schale mit sich herum. Er hat die Gestalt eines Schweins. Mit seinen Klauen und seiner Schnauze gräbt er sich ein Loch von 3 bis 4 Fuß im Durchmesser in die Erde, und versteckt sich darein. Aus den Schalen unterm Bauch geht ein sehr langes und dickes Haar hervor.

dem Rücken sitzt, in die Luft fliegen, und beißt ihn so lange, bis er endlich, wenn er sich verblutet hat, todt zur Erde sinken muß. *)

In Krascheneinikow's Beschreibung von Kamtschatka findet man eine Nachricht von der ganz besondern List des Vielfraßes, um das Rennthier zu fangen. Der Vielfraß klettert in dieser Absicht auf einen Baum, und nimmt etwas von dem Moose mit, wornach das Rennthier sehr lüstern ist. Wenn sich nun eins in der Nähe zeigt, so läßt der Vielfraß von diesem Moose etwas auf die Erde fallen. Gehet das Thier der Lockung nach, so springt ihm der Vielfraß mit der größten Schnelligkeit auf den Hals, klammert sich zwischen beyde Hörner fest, kratzt dem betrogenen Rennthier mit seinen Klauen die Augen aus

*) Wenn der Hermelin auf einer Insel Junge bekommt, so führet er sie auf einem Spane hinüber auf's Land, stoßt den Span zuweilen auch mit seiner Schnautze fort, um nur die Reise zu beschleunigen.

und quälet es so lange, bis dieses, um seiner Marter ein Ende zu machen, mit dem Kopfe gegen einen Baum anläuft, und todt hinfällt. Kaum ist dieß geschehen, so zerreißt der Vielfraß seine Beute, und vergräbt sich in die Erde, um sie zu seinem künftigen Unterhalte aufzubewahren.

Die Katzen geben oft auffallende Beweise von List. In einer Klosterküche gieng täglich eine Portion verloren, ohne daß der Koch entdecken konnte, wo sie hinkam. Am Ende zeigte sichs, daß es die Katze war. Alsbald der Koch angerichtet hatte, klingelte es an der Pforte. Der Koch gieng, um aufzumachen. Indessen schlich sich die Katze nach der Küche, und nahm sich ihren Antheil. Eh' der Koch zurück kam, war sie verschwunden. Der gute Frater vermeinte eher, daß es ein Gespenst thue, und ward krank hierüber. Eine genaue Aufmerksamkeit hatte den listigen Dieb ertappt. *)

*) In meiner praktischen Seelenarzneykunde erzähle ich diese Geschichte weitläuftiger, und mit allen sie begleitenden Umständen.

Ich unterhielt einige Jahre eine Katze, der ich sehr wohlthat. Das Thier hieng mir außerordentlich an. Einst verfiel ich auf den Gedanken, ob ich zwischen dieser Katze und den Mäusen, denen sie fleißig nachstellte, nicht Freundschaft stiften könnte. Zu diesem Ende fieng ich eine Maus, befestigte sie an ein Kettchen, und versorgte sie reichlich mit Nahrung. Meine Katze sah, und da sie merkte, daß die Maus bey mir in Gnaden stand, unterdrückte sie, in Rücksicht meiner, ihre Mordlust, und that freundlich mit dem artigen Thierchen. Beyde wurden bald so vertraut, daß man sie für intime Freunde halten konnte, sie weckten einander, sie spielten mit einander. Ich machte an das Kettchen eine bleyerne Kugel an, und ließ in so weit das Mäuschen frey herumlaufen. Wo die Katze hingieng, da folgte es ihr treulich nach; besonders besuchten die beyden heterogenen Freunde das Speisegewölbe gerne; denn hier fand die Katze zuweilen eine andere Maus, und hatte

einen Braten, und mein gutes Mäuschen manchen Leckerbissen. Da die Mäuse im Gewölbe die Vertraulichkeit ihres Erbfeindes mit einer ihrer Schwestern bemerkten, und auch ersterer ihnen eine Zeitlang ziemlich Ruhe ließ, so wimmelte das Gewölbe von diesen Gästen, und dieß war der Zeitpunkt, den die verstellte Mörderin abgewartet hatte. Nun fiel sie über die Mäuseversammlung her, und richtete eine schreckliche Niederlage unter dem unklugen leichtglaubigen Völklein an, ohne dabey ihrer Busenfreundinn im geringsten zu schaden. — Jetzt durchblickte ich die Katze ganz, und belehrte mich, daß sie dem Mäuschen nicht blos darum freundlich begegnete, weil ich es in meinen Schutz genommen hatte, sondern auch darum, um durch dasselbe die andern Mäuse hervorzulocken, zu bethören, und bey schicklicher Gelegenheit zu tödten. — Ich ließ in meiner Freundschaft gegen das Mäuschen nach, spielte nicht mehr mit demselben, streichelte es nicht, kurz, ich that

nichts, was die Katze für Liebkosung hätte halten können. Der miauende Beobachter folgte meinem Beyspiele, und gab sich auch nicht mehr mit seinem kleinen Kammeraden ab, um so weniger, da sich auch jetzt keine Mäuse mehr im Hause sehen ließen. Mit der Freundschaft zwischen Katze und Maus war es also am Ende, und letztere war zu guter letzt von der erstern mit Haut und Haar — aufgezehrt.

IV.

Die Gelehrigkeit der Thiere.

Daß Erziehung, daß Kultur und Unterricht das Thier veredlen, dieses sollen wirkliche Beyspiele außer Zweifel setzen.

Wer sollte es denken, daß das Schwein, dieses dem Aeußern nach so ungeschickte, unreine, plumpe Thier eines Unterrichts fähig sey! und doch verhält sich's wirklich so. In Frankreich richtet man Säue

zum Trüffelsuchen ab, und die Schüler machen ihren Lehrern Ehre. Die Sau wühlet mit ihrem Rüssel, den man mit einem Ringe schließt, in der Erde, und bringt die Trüffeln zum Vorschein. Wenn sie keinen Ring um den Rüssel hätte, so würde sie die Trüffeln auffressen, weil sie sehr begierig darnach ist. Anstatt der Trüffeln giebt man ihr aber sogleich eine Kastanie, oder ein paar Eicheln, und läßt sie nach Wiederanlegung des Ringes weiter suchen.

Die Gelehrigkeit der Hunde ist allgemein bekannt. Man hat sie zu Schauspielern abgerichtet; man hat sie gelehrt, verlorne Sachen zu suchen, und ihnen Künste beygebracht, die oft die Zuschauer in Verwunderung setzen. Ja, man ist schon in der Erziehung dieser Thiere so weit gekommen, daß man durch sie Diebe, Räuber und Mörder aufspüren läßt. *).

*) In meinen Buche: die natürlichen Zauberkräfte des Menschen ꝛc. ꝛc. führe ich mehrere solcher Beyspiele umständlich an.

Mein langjähriger Freund, Herr Professor der Thierarzneykunde Knobloch, erzählte mir oft, daß er einen Landpfarrer gekannt habe, der seine vier Hunde zu einer Art von Schauspiel abgerichtet hatte, welches allerdings verdient hier beschrieben zu werden. Die Hunde stellten vier Philosophen vor; der eine hieß Epicur, der zweyte Zeno, der dritte Anaxagoras, und der vierte Aristoteles. Ihre Bestimmung war zu disputiren, und zwar in lateinischer Sprache. Die Zuhörer versammelten sich. Der Pfarrer gab ein Zeichen, und die vierfüssigen Philosophen, die indessen, in tiefen Betrachtungen versenkt, ruhig unter dem Tische lagen, nahmen ihren Standort ein. Epicur und Aristoteles stellten sich neben einander; ihnen gegenüber Zeno und Anaxagoras. Der Pfarrer, unter dessen Vorsitze die Disputation abgehalten wurde, hob an: Quid sentit Aristoteles de Quiditatibus?

Aristoteles antwortete mit vieler Gravität: Paff, Paff, Paff.

Knur, Knur, Knur, entgegnete Epicur.

Piff, Piff, Piff, fiel Zeno ein.

Pu, Pu, Pu, accompagnirte Anaxagoras.

Quid dicunt omnes Philosophi? fragte jezt der Pfarrer.

Die Hunde veränderten ihre Stimmen, und bellten alle auf einmal und durch einander.

In Forma! in forma! rief der Pfarrer, und der Philosophen jeder bellte seine Theses ordentlich daher.

Quid objecit Anaxagoras? fragte der Präses.

Anaxagoras trug seine Einwürfe vor.

Nicht zufrieden war damit Epicur, und bemühete sich, die Einwürfe zu widerlegen. Zeno nahm die Parthey des Anaxagoras, und bellte darunter.

Der Pfarrer, als Präses, winkte, und die Disputirenden wußten, was sie zu thun hatten. Sie fielen übereinander, wie die Philosophen in Wielands Musarion, balgten, bissen sich, knurrten und bellten. Die Disputation hatte ihr Ende. *)

Auch ich kannte einen Landgeistlichen, der seine müssigen Stunden dazu anwendete, einen Pudel zu unterrichten, und verschiedene Fertigkeiten demselben beyzubringen. Die Bedientendienste, welche der Pudel that, sind nicht unbedeutend. Er hatte ein Bretchen mit einem nach aufwärts stehenden Griffe. Alsbald man sich zur Tafel sezte, nahm er solches in den Mund, stellte sich zur Seite seines Herrn, und wartete, bis ihm dieser den leeren Suppenteller darauf gelegt hatte. Er trug den Teller auf ein Seitentischchen, stellte ihn sammt dem Bretchen darauf, schob ihn ge-

*) Der Herr Pfarrer konnte keine bessere Satyre auf die sonst üblichen, und zu seiner Zeit noch gangbaren philosophischen Stiergefechte machen.

schickt mit dem Maule vom Bretchen, nahm dieses wieder in den Mund, und begab sich an seinen vorigen Platz. Er wußte die Zeit, wann sein Herr zu trinken pflegte, genau, und holte das zu dieser Absicht geflissentlich eingerichtete Gefäß. War dieß geschehen, so gieng er nach einem frischen Teller, und forderte mittelst eines kleinen Stoßes den gebrauchten, den er an den gehörigen Ort hinstellte. Sagte sein Herr „Pudel, Brod!“ so lief er eilig zu dem Aufwärter, berührte mit dem Bretchen im Munde den Leib, und gab so demselben zu verstehen, warum er gekommen war. Verlangte der Geistliche Semmel, so brachte er diese. War die letzte Speise aufgetragen, so legte der Pudel sein Bretchen ab. Stand der Geistliche vom Tische auf, so zog er ihm ganz sachte die Serviette aus dem Knopfloche. Wurde ausgefahren, so war er der erste hinten am Wagen, und stand so lange aufrecht, bis der Geistliche eingestiegen war, und stellte sich wieder in

Po=

Positur, wenn der Wagen stille hielt, und sein Herr ausstieg. Er folgte demselben auf dem Fuße allenthalben nach. Redete ihn der Geistliche an, so hob er sich auf seinen Hinterfüssen empor, und stand so lange, als jener geredet hatte. Machte der Pfarrer irgend wo eine Visite, so nahm der Pudel ihm Hut und Stock ab, und bewachte beydes. Empfahl sich der Priester, so brachte der zottigte Bediente Hut und Stock wieder. "Pudel, anspannen!,, und der Pudel lief was er konnte hinab zum Kutscher, bellte und richtete auf diese Art den Befehl seines Herrn aus. Er trug Briefe auf die Post, und holte an den bestimmten Posttagen die angekommenen richtig ab, ohne daß es ihm geheissen wurde. In den langen Winterabenden pflegte der Geistliche öfter einen seiner Freunde zu besuchen, wohin er den Hund nicht mit sich nahm, sondern ihm den Auftrag machte, mit der Laterne um 9 Uhr nachzukommen. Bald brauchte der Pudel keinen mündlichen Be-

fehl mehr. Gieng sein Herr des Abends aus, so wußte er, worinn nun seine Pflicht bestand. Er suchte die Laterne, stellte sie an einen sichern Ort, und ermahnte die Magd, als es sich gegen die 9te Stunde näherte, das Licht anzuzünden, faßte die Laterne in den Mund und holte den Pfarrer ab.

Vögel, Wörter aussprechen zu hören, ist eben keine so große Seltenheit; aber wenn es Hunde thun, so muß man ihre Gelehrigkeit in der That bewundern. Leibnitz erzählet von einem solchen Hunde, der etliche dreißig Wörter, worunter sich auch die französischen Wörter, Thee, Caffee, Chokolade, Assemblee befanden, sehr deutlich aussprach.

In den südlichen Provinzen von Afrika und Asien giebt es Ochsen, die man zum Kriege abrichtet.

Pferde sind so gelehrig, wie die Hunde, und lassen sich selbst zu Tänzern bilden.

Der Elephant nimmt Unterricht an, und selbst der wilde Hirsch macht große Fortschritte, wenn er nach der Schule geschickt wird. Er lernet die schwersten Künste, und füget sich ganz dem Willen des Menschen.

Die Hutschlange *), ein äußerst giftiges Thier, wissen die Indianer so zu behandeln, daß sie sich nach ihrem Geheiße erhebt, und nach dem Takte tanzt. Sie ziehen mit diesen Thieren, wie die Bärenführer umher, und lassen ihre Künste für Geld sehen. Die Schlange wird in einem verdeckten Gefäße aufbewahrt, und wenn sie tanzen soll, lockt sie der Gaukler hervor, reicht ihr einen Tuchlappen oder dergleichen hin, wo sie etlichemale hinein beißt, und sich ihres Giftes entledigt. Nun ist ihr Biß auf eine kurze Zeit unschädlich.

*) Diese Schlange hat ihren Namen von einer Haut am Kopfe, die sie, wenn sie gereizt wird, aufbläßt, und die ihr beynahe das Ansehen giebt, als wenn sie einen runden Hut auf dem Kopfe hätte.

Der Gauckler reitzt sie jetzt, daß sie sich aufrichten muß. Sobald dieß geschieht, hält er ihr seine Faust vor, stimmt einen Gesang an, und bewegt die Faust taktweise vor ihr auf und ab, und nach allen Seiten hin. Das Thier sperrt den Rachen auf, die Zunge spielt vor dem zischenden Maule und die funkelnden Augen sind auf die Faust gerichtet. Sie folgt mit dem Kopfe und der Hälfte des Körpers den Bewegungen der Faust, und drehet sich also in einem Kreise von etlichen Spannen umher, dabey aber doch der Schwanz auf seinem Orte unbeweglich ruht. Dieser Tanz währet etwa eine halbe Viertelstunde, da dann der Gaukler den Gesang abbricht, und die Faust sinken läßt, worauf gleich das ermüdete Thier sich niederlegt, und gelassen wieder in sein Gefängniß kriecht.

Nach le Comte richtet man in China die Seeraben ordentlich zum Fischfange ab. Ein einziger Fischer kann leicht bis hundert unter seine Aufsicht nehmen. Sie

setzen sich auf den Rand des Fahrzeuges, und wenn sie an den Ort wo man fischen will, angelangt sind, so fliegen sie auf das geringste Zeichen alle weg und vertheilen sich über einen Weiher. Sie suchen, sie tauchen hundertmal unter, und kommen wieder hervor, bis sie ihre Beute gefunden haben. Dann ergreifen sie solche mit ihrem Schnabel, und bringen sie augenblicklich zu ihrem Herrn hin. Wenn der Fisch zu groß ist, so helfen sie einander. Einer nimmt ihn beym Kopf, der andere beym Schwanz, und so fliegen sie mit ihm nach dem Fahrzeuge zu. Hier hält man ihnen lange Ruder hin, worauf sie sich mit ihrem Fische setzen, und ihn ablegen, um auf's neue mehrere zu holen.

Unter meinen Briefschaften finde ich ein Schreiben, das von der Gelehrigkeit der Katze ein nicht uninteressantes Zeugniß giebt. Mein Correspondent berichtet mir:

„Die Katze, die Sie im vorigen Jahre bey mir sahen, und die schon damals ihrer

Geschicklichkeit wegen so glücklich war, Ihren Beyfall zu erhalten, hat nun ihr Studium völlig zurückgelegt, und in drey Rigorosis nicht nur allein der Erwartung ihrer Examinatoren entsprochen, sondern sogar solche übertroffen. Hier haben Sie eine Beschreibung dessen, was das Thier zu leisten im Stande ist."

„Ich nehme eine Geige und stimme ein Lied an. Die Katze stellet sich in Positur, und miaut mit abwechselnden Tönen so lange als ich geige. Ihr Gesang ist durchdringend und rührend; sie legt viel Pathos darein, und begleitet ihre Melodien mit einem Mienenspiel, das kein Katter ansehen kann, ohne von Liebe für die Sängerinn hingerissen zu werden."

„Ich rufe den Pudel und geige fort. Pudel und Katze tanzen eine artige Menuette und besonders liebäugelt schön und zärtlich die holde feueraugige Tänzerinn mit dem Hunde."

„Ich gebe ein Zeichen, und die beyden Liebenden gehen an ein kleines niedriges Tischchen, vor welchem ein niedlicher Soffa stehet, setzen sich, und die Katze fordert alle Kunst ihrer Kokketterie auf, um den Pudel in Feuer und Glut zu setzen. Sie streichelt ihn, sie umarmt ihn, sie drücket ihm einen glühenden Kuß auf seine Lippen. — Der Pudel, ein Stoiker, bleibt unempfindlich, kalt, frostig, und verschmähet knurrend die Zärtlichkeit der Liebhaberinn. Die verschmähte Liebe übergehet bey derselben in Wuth und Rache; sie beohrfeiget den unartigen Galan, und zwinget ihn, den Reißaus zu nehmen. Äußerst darüber betrübt, daß sie ihr Einziger, ihr Heißgeliebter verließ, beschließt sie zu sterben. — Mit tragischen Gebehrden wirft sie sich zur Erde, und ist — todt. Man ziehet sie bald dahin, bald dorthin; es ist vergebens; kein Leben ist mehr in ihr. — Man bringet an einem Faden befestigt, eine lebendige Maus, in der Hoffnung, vielleicht dadurch sie zu er-

wecken: die Maus kriecht auf ihr herum, läuft ihr durch die Pfoten hinweg, berührt ihren Mund, u. s. w. Aber auch dieß Mittel ist umsonst; hin ist hin, todt ist todt!"

„Auf ein Zeichen von mir bellet der Pudel, und die Katze springt freudig auf."

"Man reicht mir einen Reifen. Kaum wird die Katze desselben ansichtig, so läuft sie zur Thüre. Ich halte den Reifen etwas hoch, und die Katze springt durch, so oft ich es haben will."

„Mein Gehülfe stellet sich hinter den Reifen, hält eine Scheibe in die Höhe, die mit Papier übergezogen ist. Ich spreche Hopp! Hopp! und die Katze macht einen Sprung durch das Papier. Den bekannten Faßsprung macht sie vortrefflich."

„Man bringt mir eine frische, herrlich reichende Speckschwarte. Es ist ein delikater Bissen für eine Katze. Ich zeige ihn derselben. Die Katze stehet sogleich auf ihren Hinterfüssen. Ich lege ihr den warmen Speck auf die Nase, und sage das

Alphabet daher. Die Meisterinn in der Selbstbeherrschungskunst horcht auf. Alsbald ich den Buchstaben S nenne, verzehret sie, und nicht eher, die Delikatesse."

„Ich zeige ihr meine Taschenuhr, und frage sie, wie viel es an der Zeit ist. Sie sieht mir starr in's Gesicht, und miaut endlich so vielmal, als erforderlich ist die Zeit zu bestimmen. Eben so zeiget sie die Augen eines Kartenblatts oder eines Würfels an."

„Freund, wer mir sagt, daß die Thiere nur blos nach Instinkt handeln, dem antworte ich mit eben der Ueberzeugung, daß er irre, mit welcher ich Ihnen die Wahrheit niederschreibe, daß ich bin — der Ihrige."

V.

Beweise von auffallender Mutterliebe der Thiere.

Das Beutelthier-Weibchen ist von der Natur mit einem Beutel versehen

worden. Dieß war sehr nothwendig; dann sonst konnte es wohl der außerordentlichen Liebe, die es gegen seine Jungen hegt, nicht Genüge thun. Die Jungen kommen nacket, kahl, mit geschlossenen Augen, folglich in einem Zustande auf die Welt, der es unvermeidlich fordert, daß ihnen beygestanden werde. Die Mutter pfleget ihrer mit einer bewundernswürdigen Sorgfalt, verläßt sie nie, liebkoset sie ohne Aufhören, nähret sie mit Leckerbissen, und steckt sie, um sie zu erwärmen, in den gedachten Beutel, Tasche, Muff, wie man es nennen will. Sie trägt sie allenthalben mit sich herum, ohne sie der Luft oder der Kälte auszusetzen. Sie reicht ihnen ihre Brüste, die an dem Eingange dieser tragbaren Wiege und zur Bequemlichkeit dieser Kleinen gerade an der Stelle sind, wo sie seyn mußten, damit sie dahin reichen können. Wenn die Jungen stärker werden, läßt sie die Mutter von Zeit zu Zeit heraus, hauptsächlich wann es regnet, um sie zu waschen; nach-

her trocknet sie dieselben mit ihren Pfoten, leckt sie ab, und stecket sie geschwind wieder in ihre Tasche. Bisweilen an schönen Wetter, legt sie sie an die Sonne, und macht ihnen, sobald sie sehen können, Zeitvertreib, tanzt mit ihnen, wälzet sie herum, lehret sie gehen, und tausenderley Possen machen. Sobald sie aber stark genug sind, selbst ihre Nahrung zu suchen, so stellet sie sich als ob sie sie von sich jagte, um sie aufzumuntern, sich nicht länger auf die mütterliche Sorgfalt zu verlassen; inzwischen folget sie ihnen doch in der Ferne nach, und wacht über ihre Aufführung. Benachrichtiget sie nun das geringste Geräusch von einer Gefahr, so läuft sie zu diesen und jenen, stecket sie alle in ihre Tasche, und trägt sie nach einem Orte, der sicherer und weniger gefährlich ist. Kein Männchen darf sich ihr nähern, bis die kleine Familie im Stande ist sich zu versorgen, mit allen zu versehen, und mit einem Wort, gänzlich des Beystandes der Mutter zu entbehren.

Die mütterliche Zärtlichkeit der Ameisen verdient eine Erwähnung. Bekanntlich giebt es dreyerley Arten von Ameisen in einem Haufen, Männchen, Weibchen und Geschlechtslose oder Arbeiterinnen. Erstere beyde sind geflügelt, die letztern nicht. Der Weibchen einzige Arbeit ist, daß sie Eyer legen, die Arbeiter sorgen für das übrige. Nach Verlauf von einigen Tagen kommen aus den Eyern weiße Würmer hervor, für welche nun die Arbeiter die äußerste Sorgfalt hegen. Da sie zärtlich und weichlich sind, so tragen sie selbige um Mittag, wenn die Hitze am stärksten ist, an den Eingang ihrer unterirdischen Wohnungen, damit sie den Einfluß der sanften Luft geniessen. Bey Annäherung der Nacht tragen sie sie wieder tief in die Höhle zurück, um sie vor dem Frost sicher zu stellen. Man sieht die Ameisen diese Würmer, die viel größer sind als sie selbst, in ihrem Maule herumtragen, ohne daß sie solche im mindesten verletzten. Mit gleicher Sorgfalt er=

nähren sie sie auch. Sind der Lebensmittel nicht viele, so hungern sie und geben alles den Jungen hin. Da diese Würmer keine Beine haben, so gleichen sie, wenn sie groß sind, so ziemlich einem länglichen Ey. Betrachtet man sie aber durch ein Vergrößerungsglas, so findet es sich, daß der Kopf auf der Brust zurückgebogen, und ihr Körper aus zwölf Ruinen zusammengesetzt ist. Wenn der Wurm zu seiner gehörigen Größe gekommen ist, so gehet er zu dem Zustande der Nimphe über. Wenn die Nimphe zu ihrer Vollkommenheit gelangt ist, so verläßet sie ihre Hülle, und wird ein vollständiges Insekt, eine wahre Ameise, erhält Flügel, wenn sie Männchen oder Weibchen ist, und bleibt unbeflügelt, wenn sie zu den Arbeitern gehört.

Eben der Freund, der, wie wir Nro. IV. gesehen, die Katze bis zur Bewunderung unterrichtete, theilte mir unlängst folgende Beobachtung über die thierische Mutterliebe mit. Er schreibt:

„Ich säume nicht, liebster Freund, Ihnen einen unvermutheten, für mich sehr schmerzhaften Todesfall in meinem Hause zu berichten. Es ist die schöne brabantische Henne, die Sie so oft mit Wohlgefallen ihre Küchlein anführen sahen. Sie war abermals Mutter, und zwar Mutter einer so liebenswürdigen Familie, wie sie selbst gewesen. Unter dem Küchlein, die ihrer Fürsorge, Schutzes, und Leitung sich erfreuten, gab es eins, das sie besonders lieb hattte, warum? das weis ich nicht, aber sie legte ihre stärkere Liebe für dasselbe so offenbar an den Tag, daß man die anderen gewissermassen bemitleiden mußte. Dieses von der Mutter so sehr begünstigte Küchlein war nun so unglücklich, von einem Tagewerker zertreten zu werden. Die Henne war außer sich; sie lief zu dem Hühnchen und wieder davon; sie schrie erbärmlich, sie aß und trank nichts, sie saß stille und mit dem Kopfe unterm Flügel. Am dritten Tage fand man sie todt."

VI.

Die Thiere sind einer Art von Freundschaft gegen einander fähig.

Bey einem gewissen Manne Namens James Greenfield in Maryland bemerkte man eine wunderbare Freundschaft zwischen einer Katze und einer Ratte. Die Katze hatte Junge und brachte ihnen oft Mäuse und andere erbeutete Thiere, und unter diesen einmal eine junge Ratte. Die Jungen, die eben nicht hungerig waren, spielten mit der Ratte, und die Ratte mit ihnen. Der alten Katze gefiel das, und sie verschonte des Thieres, das ihre Kinder so gut unterhielt. Ja es kam so weit, daß, wenn sie die Jungen säugte, die kleine Ratte auch mit sog. Einige Bediente des Hauses sahen es, und zeigten es dem Herrn Greenfield an. Er brachte die jungen Katzen sowohl als die Ratte die Treppe herunter, und setzte sie auf die Diele, — und man sah, daß die Katze die Ratte eben so

zärtlich wegtrug, als ihre eigene Familie. Dieser Versuch ward so oft wiederholt, als Gesellschaft nach dem Hause kam, so daß viele Fremde von dieser außerordentlichen Sympathie Zeugen wurden.

Die Hähne sind stolz und muthig, und beissen sich hartnäckig. An diesem sonderbaren Schauspiel finden verschiedene Nationen ein großes Vergnügen. In England hat man die Gewohnheit, ganz eigentlich Hähne zum Kampfe zu halten. Man kündigt diese Hahnengefechte an, die mitten auf einem Amphitheater vor sich gehen, wo man sich in großer Menge versammelt. Es geschehen oft ansehnliche Wetten bey dieser Gelegenheit, und das Geld, welches man niederlegt, gehört denen zu, deren Hähne den Sieg davon tragen. Es giebt unter diesen kriegerischen Hähnen einige, die lieber sterben, als sich überwinden lassen, oder durch eine schimpfliche Flucht retten. *)

*) Auch die Chinesen, und einige Völker auf den Philippinischen Inseln und in Ostindien halten viel auf diese Art Schauspiele.

Bey einer solchen Gelegenheit nun sah man vor einigen Jahren ein ganz besonders Beyspiel der Freundschaft zwischen zween Hähnen, das erzählt zu werden verdient. Es waren zu Chester zwey sehr schöne Hähne, die sich auf dem Kampfplatze öfter ausgezeichnet hatten, man hatte sie aber noch nie gegen einander gestellt. Endlich wollte man gerne wissen, wer von den beyden der stärkste wäre. Jeder von den Zuschauern erklärte sich für einen von diesen Fechtern. Der Tag des Kampfes ward festgesetzt. Eine große Menge von Zuschauern fand sich ein. Die Hähne erschienen. Allein beyde sahen sich an, und giengen wider die Erwartung des Publikums nicht auf einander los. Man warf ihnen einige Körner zu, um sie böse zu machen; sie aßen sie aber friedlich zusammen auf, und spazirten freundschaftlich mit einander herum. Man setzte eine Henne unter sie, in der sichern Meinung, daß wenigstens die Eifersucht das gute Vernehmen, das unter

ihnen zu herrschen schien, unterbrechen würde; aber auch hierin betrog man sich, sie liebkosten die Henne wechselweise und beständig ohne Eifersucht. Der Aufseher der Spiele trennte sie, und bemahlte ihre Federn, damit sie sich unter dieser veränderten Farbe nicht mehr erkennen möchten. Dieses Mittel gelang nicht besser, als die vorgehenden; die beyden Hähne brachen den Frieden, der sie vereinigte, auf keine Weise. Endlich stellte man jedem von ihnen neue Hähne vor; sie wurden wüthend, fochten gegen ihre Widersacher wie die Löwen, und schlugen sie. Da man sie recht erboßt sahe, nahm man die fremden Hähne weg, und ließ nur blos sie auf dem Kampfplatze; allein auch jetzt blieben sie noch Freunde, und bewiesen sich eben so ruhig, als sie es in den ersten Augenblicken gewesen waren.

Merkwürdig ist das Betragen der Bienen gegen ihre Königinn. Sie wetteifern, wer ihr die meisten Schmeicheleyen mache: sie streicheln sie mit ihrem Rüssel,

sie kämmen sie gewissermassen, und geben sorgfältig darauf Acht, daß ihr Gewand beständig reinlich und glänzend sey. Sie bieten ihr mit Hochachtung den ausgesuchtesten Honig dar; sie lösen einander unaufhörlich ab, um ein zahlreiches Gefolge um sie herum, sowohl in dem Stocke, als auch wenn sie ausfliegt, zu formiren. Wird sie matt oder krank, so ist die Angst und Verzweiflung allgemein. Man läuft, man ist in beständiger Bewegung; man will alle Augenblicke von ihrem Zustande Nachricht haben; die Arbeit liegt stille und die Geschäfte ermatten. Entreißt der Tod ihnen den Gegenstand ihrer Sorgen und ihrer Zuneigung, so hören alle Arbeiten in demselben Augenblicke auf. Der Geist der Vorsicht und Wirthschaft verläßt den Stock; es regiert nur Verzweiflung darinn, und bald würden alle Bienen Hungers sterben, wenn man nicht eilte, ihnen eine andere Königinn wieder zu geben.

VII.

Zuneigung der Thiere zu dem Menschen. Dankbarkeit; sogar Großmuth.

In Surinam in Amerika giebt es eine Art Ameisen, die sehr gerne um den Menschen sind. Die Portugiesen nennen sie die Visiten-Ameisen, weil sie alle Jahre aus ihrem Neste hervorgehen, weit und breit in unzähligen Schaaren alle Häuser durchwandern, und jedes Zimmer besuchen. Kommt ihnen auf diesen jährlichen Reisen etwas in den Weg, daß sie nicht von einem Orte zum andern gelangen können, so übersteigen sie dergleichen Hindernisse folgendergestalt: Eine Ameise hält sich mit den Zähnen fest und unbeweglich an ein Stück Holz, oder einen andern festen Körper an. An diese klammert sich eine andere, an diese eine dritte, u. s. w. Auf diese Art wird eine lebendige Kett daraus, die sich vom Winde an den ver-

langten Ort hinüber führen läßt. Sobald sie hinüber ist, halten sich die äußersten Ameisen daselbst gleichfalls mit den Zähnen an; und es entsteht auf diese Weise eine Art von Brücke, auf welcher das ganze Ameisenheer hinüber zieht, und seinen freundschaftlichen Besuch abstattet.

Der Agami, ein großer schöner amerikanischer Vogel, ist unter allen möglichen Vögeln dem Menschen am meisten zugethan, und liebt die Gesellschaft desselben ganz außerordentlich. In diesem Stücke übertrifft er das ganze Vogelgeschlecht, eben so sehr, als der Hund alle andern vierfüssigen Thiere. Er hat sogar den Vorzug, der einzige in seiner Art zu seyn, der diesen Geselligkeitstrieb, und eine ganz entscheidende Erkennung seines eigentlichen Herrn, und die größte Liebe für ihn äußert; anstatt daß der Hund unter den vierfüßigen Thieren zwar der erste, aber nicht der einzige ist, der dieser verhältnißmäßigen Treue fähig seyn kann. Die Dankbarkeit, Liebe

und Treue des Agami gegen seinen Herrn und Wohlthäter, der ihn erzogen hat, würde manchen undankbaren Menschen beschämen. In diesem Betrachte ist dieses Thier der größten Aufmerksamkeit werth, weil man es gewiß mit seiner Abrichtung noch viel weiter bringen würde, wenn man sich mehr damit zu beschäftigen die Mühe geben wollte. Er ist sehr leicht zahm zu machen, und alsdenn lauft er ganz frey herum, eilt seinem Herrn entgegen, wenn er ihn wieder sieht, hüpft um ihn herum, macht ihm tausend Schmeicheleyen, und giebt seine Freude ins besondere durch innere Töne, die er in seinem Körper hervorbringen kann, zu erkennen. Kann aber der Agami hingegen eine Person nicht leiden, so hackt er sie in die Beine, verjagt und entfernt sie so weit er kann, woran nicht immer vorhergegangene Neckereyen, oder Beleidigungen Schuld sind. Eine blos unangenehme Gestalt, oder übler Geruch gewisser Personen, sind im Stande, diesem Vogel den größten

Widerwillen gegen sie ein zuflößen. Er gehorcht der Stimme seines Herrn gerne und willig, und gehet übrigens zu allen Menschen, wenn sie ihm sonst nicht zuwider sind, sobald sie ihn rufen. Er liebt das Streicheln und Kratzen außerordentlich, und reicht in dieser Absicht beständig Kopf und Hals dar, verlangt auch wohl diese Gefälligkeit, wenn er daran gewöhnt ist, mit Ungestüm. Er weis die Stunde der Mahlzeit ganz genau, und stellt sich ungerufen ein. Vorher aber, ehe er etwas zu essen verlangt, ist sein Hauptgeschäfte, alle Hunde und Katzen aus dem Zimmer zu jagen, und sich allein Meister davon zu machen. Dabey ist er so muthig und herzhaft, daß ihm Hunde von gewöhnlicher Größe allezeit, wiewohl oft nach einem langen Gefechte, den Wahlplatz überlassen müssen. In diesem Kriege weis er mit der größten Kunst und Geschwindigkeit den scharfen Zähnen der Hunde dadurch auszuweichen, daß er sich, ehe sichs sein Feind versieht, in die

Höhe schwingt, und alsdann wieder wie ein Pfeil auf ihn herunterstürzt, um ihm die Augen auszuhacken, oder mit Schnabel und Krallen auf alle mögliche Art und Weise zu verwunden. Ist der Sieg einmal auf seiner Seite, so verfolgt er seinen Feind mit der größten Wuth, und würde ihn gewiß tödten, wenn man sie nicht von einander trennte. Da sich der Agami gewöhnlicher Weise der Hofhühner sehr treulich annimmt, und sie gegen Raubvögel und andere schädliche Thiere herzhaft beschützt, so will man sogar behaupten, daß sie bey den Schaafheerden statt der Hunde sehr wohl zu gebrauchen seyn würden. In den Straßen von Cayenne laufen beständig viele Agamis frey herum. Sie gehen auch zur Stadt hinaus, und stellen sich immer zur rechten Zeit in den Wohnungen ihrer Herren wieder ein. Man kann sich ihnen nähern, und sie ungescheut angreifen, wenn man will, nur muß man nichts ihnen Widriges an sich haben. Fast alle diese zahmen Agamis

haben die besondere Gewohnheit, sich unter fremden Personen, welche sie noch gar nicht gesehen haben, dann und wann eine auszuwählen, der sie beständig in und außer der Stadt nachgehen, und sie niemals verlassen. Man mag alsdann seine Wege verändern, wie man will, man mag sich verstecken wollen, oder in ein Haus gehen, der Agami folgt, und bleibt vor dem Hause stehen, bis man wieder herauskommt. Er läuft, wenn man läuft, und stellet sich neben die Person, welche einmal sein Augenmerk ist, wenn sie stille steht. Das dauert bisweilen 2 bis 3 Stunden lang. Es giebt sogar einige derselben, welche einem jeden Fremden, der ihren Herrn besucht, das Geleite geben, und in dem Garten, Allee auf Allee hinab, so lange begleiten, bis er sich gänzlich wieder entfernt. Auch ist dieser sonderbare Vogel nicht ohne Eifersucht gegen alle Geschöpfe, welche die Gunst seines Herrn mit ihm zu theilen scheinen; daher er dann sehr oft Negern und Bedienten, wenn

sie sich ihrem Herrn bey Tische nähern wollen, mit seinem Schnabel in die Füsse hackt.

Im Jahr 1777 ward aus Nantes gemeldet, daß ein vornehmes schon bejahrtes Frauenzimmer in der Nachbarschaft dieser Stadt ein Gut besäße, wo sie den Sommer zubrächte, und alsdann sich wieder nach der Stadt zurück begäbe. Diese Dame liebte die Bienen außerordentlich, und hielt eine große Anzahl derselben auf ihrem Landgute. Sie fand ein besonderes Vergnügen in der Wartung dieser kleinen Insekten. In den letzten Tagen des Wonnemonats gedachten Jahres brachte man diese Dame krank nach Nantes, allwo sie einige Tage darauf starb. Man bemerkte an dem Tage der Beerdigung eine ungeheure Anzahl Bienen in dem Sterbehause, die sich auf den Sarg niederließen, und auf keine Weise wegzutreiben waren. Ein Freund der Verstorbenen wollte sich davon überzeugen, ob diese Bienen die Lieblinge

derselben wären. Er begab sich in aller Eile nach dem Landgute, und fand die Stöcke leer.

Joseph Purdew, ein eben so wahrheitsliebender, als genauer und scharfsinniger Beobachter der Natur, erzählt in einem seiner Briefe ein Beyspiel von einer sehr sonderbaren Zuneigung. „Ich beschäftigte mich, schreibt er, einsmalen in meinem Bette mit Lesen, und hörte auf einmal ein solches Geräusch, dergleichen die Ratten zwischen einer Doppelwand, die sie durchnagen wollen, zu machen pflegen. Das Geräusch ließ einige Minuten nach, fieng aber darauf wieder an; ich befand mich nur zwey Fuß weit vor dem hölzernen Verschlage, und gab genau Achtung. Es währte nicht lange, so kam eine Ratte aus einem Loche hervor, und sahe sich in aller Stille herum. Sie verschwand bald darauf wieder, und brachte in kurzer Zeit eine größere, und älter scheinende Ratte, die sie beym Ohr führte, heraus. Nachdem

sie dieselbe an dem Loche zurückgelassen hatte, so lief sie mit einer andern noch jüngern Ratte, welche sich ihr zugesellte, auf dem Fußboden umher, sammelte die von der letzten Mahlzeit herabgefallenen Brocken auf, und brachte sie dem an dem Loche zurückgebliebenen Thiere. Ich beobachtete diesen Auftritt, welcher mich in Erstaunen setzte, immer aufmerksamer, und wurde endlich gewahr, daß die Ratte, welcher die andern beyden Speisen zutrugen, blind war, und das ihr Zugebrachte blos durchs Gefühl fand. Ich zweifelte nicht weiter, daß sie die Mutter derselben sey, und bewunderte die Weisheit der Natur, welche auch in die Thiere eine besondere dankbare Zärtlichkeit, und gleichsam eine ihren Kräften angemessene Tugend gelegt hat, und lernte von diesen verabscheuten Thieren, was ich selten von Menschen gelernet habe. Der nämliche Auftritt erfolgte öfter. Ich warf dem Ratten Nahrung zu, und die beyden Sehenden hingen dann freundschaft-

lich an mir. Sie zogen die blinde Ratte vor mein Bette, und sie aß aus meiner Hand."

Auf dem Herzogl. Würtenbergschen Schloße zu Ludwigsburg befindet sich unter andern Gemälden von schönen Pferden und Hunden auch eines von einem schwarzen Wolfe, der der Aufmerksamkeit jedes Naturfreundes werth ist. Er hieß Melac, — so nennt man nämlich in den dasigen Gegenden und in der Pfalz einem französischen Freybeuter gleiches Namens zu Ehren, die Hunde, deren Charakter etwas Aehnliches mit dem Charakter des Freybenters hat. — Dieser Melac nun begleitete den Herzog überall, und schlief vor seinem Bette. Er folgte ihm auch einmal in einer Campagne am Rhein, da aber der Feldzug zu lange in den Herbst dauerte, fand man den Wolf an einem schönen Tage vor der Stubenthüre des Herzogs zu Ludwigsburg, ohne daß man ausfindig machen konnte, wie er über den Rhein gekom-

men. Im Jahre 1711 folgte er seinem Herrn zur Kaiser-Krönung nach Frankfurt, wo ihm aber das häufige Abfeuern der Artillerie nicht anstand; er machte sich heimlich fort, uud kam glücklich nach Ludwigsburg zurück. Er blieb dem Herzog seinem Herrn getreu bis in den Tod. Andere Leute aber durften ihm nicht trauen.

Keine Eroberung hat den Spaniern mehr gekostet, als die von Paraguai. Im Jahre 1535, gründeten sie Buenos-Ayres. Der neuen Colonie fehlte es bald an Lebensmitteln. Alle, die es wagten, welche aufzusuchen, wurden von den Wilden umgebracht, und man sahe sich genöthigt, bey Lebensstrafe zu befehlen, daß niemand aus dem Bezirke der neuen Niederlassung hinausgehen sollte. Eine Frau, der der Hunger ohne Zweifel den Muth, dem Tode Trotz zu bieten eingeflößt hatte, betrog die Wachsamkeit der Hüter, die man um die Colonie herum gestellet hatte. Maldonata, dieß war der Name der Frau,

irrte erstlich einige Zeit auf unbekannten und wüsten Wegen herum, und gieng zuletzt in eine Höhle, um sich von ihrer Mattigkeit zu erholen. Allein wie groß war ihre Angst, als sie eine Löwin in der Höhle antraf, wie groß ihr Erstaunen, als sie dieses furchtbare Thier sich mit Zittern nähern sah, als es sie liebkosete, und ihr mit dem Geschrey des Schmerzes, das geschickter war, sie weichmüthig zu machen, als sie in Angst zu setzen, die Hände leckte. Die Spanierinn wurde bald gewahr, daß die Löwinn Junge werfen sollte, und daß ihr Gestöne die Sprache einer Mutter war, die, um sich von ihrer Last zu befreyen, um Beystand rief. Madonata kam der Natur in diesem schmerzhaften Augenblick zu Hülf. Die Löwinn wird glücklich entbunden, gehet hin, holt überflüßige Nahrungsmittel zusammen, und leget solche ihrer Wohlthäterinn zu Füssen. Diese Bemühungen dauerten so lange, als die Jungen sich in der Höhle aufhielten. Als sie

aber dieselben herausführen konnte, entfernte sie sich auf immer, und Maldonata mußte nun ihren Unterhalt selbst suchen. Eines Tages wagte sie sich in dieser Absicht heraus, hatte aber das Unglück, den Indianern in die Hände zu fallen, die sie zur Sklavin machten. Der Himmel fügte es, daß sie von den Spaniern wieder befreyet wurde, die sie nach Buenos-Ayres zurück brachten. Der Gouverneur war jetzt nicht da, und ein anderer commandirte an seiner Stelle, ein bis zur Grausamkeit harter Mann, welcher, als er erfuhr, daß diese Frau ein Gesetz übertreten habe, auf welches die Todesstrafe gesetzt war, sie durch ihr bereits erlittenes Unglück nicht bestraft genug hielt. Er gab Befehl, daß man sie im freyen Felde an einen Baum binden, und Hungers sterben lassen sollte, welches das Uebel war, dem sie durch Flucht zu entgehen gesucht hatte. Nach zween Tagen wollte der harte Mann wissen, was aus der Unglücklichen geworden wäre. Die Sol-

daten, die er deßwegen abschickte, erstaunten, da sie die Frau munter wohl fanden, obgleich Löwen und Tiger um sie herum waren, die sich aber nicht an sie wagten, weil eine Löwin, die zu ihren Füssen lag, nebst einigen jungen Löwen, sie zu vertheidigen schien. Bey Erblickung der Soldaten gieng die Löwin ein wenig zurück, als ob sie ihnen Platz machen wollte, damit sie ihre Wohlthäterin losbinden könnten. Maldonata erzählte ihnen die Begebenheit mit diesem Thiere, von dem sie sogleich erkannt worden. Nachdem sie die Soldaten losgebunden hatten, um sie wieder nach Buenos-Ayres zu führen, machte ihr das Thier allerhand Liebkosungen, und schien zu bedauern, daß es sie nicht mehr sehen sollte. Der Bericht, den die Soldaten dem Commandanten brachten, belehrte ihn, daß er grausamer, als ein Löwe seyn mußte, wenn er eine Frau nicht begnadigte, welche der Himmel so offenbar in seinen Schutz genommen habe. —

Bayerische Staatsbibliothek München

Diese Begebenheit wird in der allgemeinen Geschichte der Reisen erzählt, woselbst auch verschiedene Zeugnisse dafür angeführt werden.

Bey Gelegenheit, als man einen Löwen hetzte, und die größten und geübtesten Hunde auf ihn losließ, geschah es, daß auch ein kleines Hündchen auf den Kampfplatz kam, und muthig gegen den Löwen anlief. Der Löwe stand, und besah das Hündchen, das nun immer muthiger wurde, und denselben in die Füsse biß. Der Löwe that gefällig gegen den kleinen Beller, und beyde spielten mit einander. Der Löwe war zu stolz und dachte zu edel, als sein Uebermaaß von Kräften gegen einen so unbedeutenden Feind zu brauchen, und — ihn zu schlagen.

Ein Förster, den ich öfter besuchte, hatte in seiner Revier einen Hirschen, den er vorzüglich gut hielt, ihm das Futer aus eigener Hand reichte, und nie was zu leide that. Auch verkannte der Hirsch

diese Wohlthaten nicht, und erwieß dem Förster, so oft dieser das Revier betrat, mancherley Liebkosungen. Es geschah einmal, daß der letztere, während, daß seine Leute im Holze jagten, ohnmächtig wurde und vom Pferde fiel. Es war eine Anwandlung vom Schlage, was den braven Mann zu Boden stürzte. Verlassen von Menschen, und unvermögend nach Hülfe zu rufen, lag er auf der Erde, und würde vielleicht dahin gestorben seyn, wenn nicht der Hirsch dazu gekommen wäre. Er beleckte das Gesicht des Ohnmächtigen, und brachte ihn dadurch zur Besonnenheit. Er lief nach einem nahen Bache, schöpfte den Mund voll Wasser, und spritzte solches dem Förster in die Augen. Dieser erholte sich, und sah mit Bewunderung und Rührung, welche Mühe sich der dankbare Hirsch gab, ihn völlig herzustellen. Er verließ ihn nicht eher, als bis die Jäger kamen. — Diese Anekdote habe ich aus dem Munde des Försters selbst.

Agnese Hickisch, gebohrne Flessel, meine Muhme, hatte eine Katze, die sich der Gewogenheit ihrer Besitzerin rühmen konnte. Sie frühstückte mit ihr, sie bekam bey Tische täglich einen guten Bissen insbesondere, und hatte zum Imbiß und Nachtmahl jedesmal ihren sichern Antheil zu gewärtigen. Wo Frau Hickisch war, da befand sich auch das Kätzchen, und that kläglich, wenn es zuweilen allein seyn mußte. Es schlief in demselben Zimmer, worin Madame schlief, und das zum Glücke der letztern, denn sie ward die Retterin ihres Lebens. Jene vergaß nämlich die Unschlittkerze, die sie nahe an's Bette hinstellte, um etwas zu lesen, auszulöschen, schlief mit dem Buche in der Hand ein, und die Kerze brannte ab. Der Dampf des klimmenden Tachts setzte die Schlafende in Gefahr zu ersticken. Sie röchelte fürchterlich. Die Katze, die dieses Röcheln hörte, sprang auf, erhob ein großes Geschrey und stieß, da ihr Kratzen an der

Thüre die im Nebenzimmer befindliche Magd nicht herbeyführen konnte, einige Caffeetassen von einem Seitentischchen herab. Nun erst wurde die Magd aufmerksam, horchte, und hörte das ängstliche Miauen der Katze. Sie öffnete die Thüre, und erblickte ihre Frau in dem erbarmungswürdigsten und gefährlichsten Zustande. Mehrere Hausleute versammelten sich, und meine gute Muhme ward gerettet. — Man kann sich denken, daß die dankbare Katze noch bessere Tage, als zuvor zum Lohne erhielt, den sie auch verdiente.

Es wäre überflüssig hier Beyspiele von der Zuneigung des Hundes zum Menschen anzuführen, da ich kühn voraussetzen kann, daß jeder meiner Leser ein diese Zuneigung bestätigendes Geschichtchen zu erzählen wissen wird.

Eben so bekannt ist die Liebe des Pferdes zu seinem Herrn und Wohlthäter.

Eines Vogels muß ich noch er-

wähnen, der vor Gram bald nach dem Tode seiner Pflegerinn starb.

*
* *

Diesen Beobachtungen auch einige Wahrnehmungen über das Physische des Thieres folgen zu lassen, scheint mir die Natur der Sache zu fordern.

VIII.

Beobachtungen über die Leibesstärke der Thiere.

Außerordentlich sind die Beyspiele, die man von der Leibesstärke der Thiere in den Schriften der Beobachter angeführt findet. So schwimmet der Lachs, wenn die Zeit des Wanderens bey ihm eintritt, die reissendsten Flüsse hinauf, und kaum ist ein Hinderniß im Stande, ihn in seinem Laufe aufzuhalten. Die Kraft seiner Muskeln wirkt mit einem solchen Nachdrucke, daß er über Wasserfälle, die mehrere Fuß hoch sind, mit einer erstaunlichen Behendig-

keit hinwegsetzt, und zwar mittelst eines Sprunges, der gerade in die Höhe geht. *) Eben dieser Kraft hat der Lachs seinen ungewöhnlich schnellen Wachsthum zu verdanken. Herr Pennant erzählt, es sey am siebenten Februar ein Lachs von sieben und drey viertel Pfund gefangen worden; man schnitt ihm auf dem Rücken, an den Floßfedern und am Schwanze mit einer Scheere Zeichen ein, und warf ihn darauf wieder in den Fluß. Den siebenzehnten des folgenden Monath März fieng man ihn abermals, und er wog jetzt siebenzehn und ein halbes Pfund. — Erich von Pantoppidan, Bischof von Bergen und Mitglied der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Kopenhagen, berichtet von der Norwegischen Meerschlange als zuverläßig, daß sie das Wasser, wenn sie

*) Man hält gewöhnlich dafür, daß der Lachs bey seinem Sprüngen den Schwanz in den Mund nehme; aber die neuesten Beobachtungen wollen von dieser Krümmung des springenden Lachses nichts wissen.

sich rührt, in eine so starke Bewegung setzt, daß es wie ein Mühlbach daher braust. In verschiedenen Reisebeschreibungen lieset man, daß diese Schlange sich in die Höhe bäumt, und sich quer über eine Schaluppe, ja sogar über ein Schiff von mehr als hundert Tonnen wirft, und es durch ihr Gewicht in den Abgrund zieht. Ein Reisender, der, nach seiner Erzählung, diesem Thiere ziemlich nahe gewesen, behauptet, daß sie manchmal ihr schreckliches Haupt aus dem Wasser empor heben, und einen Menschen aus einer Schaluppe oder einem Schiffe höchst geschickt wegschnappen. Man versichert, daß sich dieses Thier manchmal um ein Fahrzeug herum windet, und solches dergestalt mit seinem Körper umschlingt, daß keiner von denen, die sich darauf befinden, heraus kann. Blos die Nordischen Meere sind der Aufenthaltsort dieses Ungeheuers. Es hält sich immer in der Tiefe des Wassers auf, außer im Juli und August, seiner Laichzeit. Nur wenn das Meer

still ist, läßt es sich auf demselben sehen, und stürzet in den Abgrund, sobald es unruhig und stürmisch wird. *)

Der Krakan, ebenfalls ein Bewohner der nordischen Meere, verursachet durch

*) Eine nähere Beschreibung von diesem bisher noch nicht allgemein bekannten Thiere wird hier nicht am unrechten Orte stehen. — Alle, die das Ungeheuer noch in einer gewissen Entfernung sahen, versichern einstimmig, daß es die Länge eines Ankerthaues, das ist, hundert Klafter zu messen scheint. Sein Leib scheint im Umfange fünfzehn bis achtzehn Fuß zu betragen. Der Kopf ist platt und breit, der Obertheil ein wenig hoch, die Schnauze spitzig. Die Augen sind groß, blau und funkelnd. Das Hintertheil des Thieres läuft nicht, wie beym Aale und der Erdschlange unmerklich spitz zu, sondern sein beynahe 3 oder 4 Fuß dicker Schwanz scheint mit einemmale aus seinem ungeheuern Rumpfe hervorzugehen. Wenn sich diese Schlange bewegt oder krümmt, sieht man Theile ihres Rückens aus dem Wasser hoch hervorragen, als wenn es Tonnen wären, die in einer Linie, und in ziemlich beträchtlicher Entfernung von einander daher schwämmen. Die Haut ist dunkelbraun, oder buntscheckigt, und mit vielen lichten Flecken und Streifen bezeichnet. Um den Hals hat das Thier Mähnen hängen, die wie eine Handvoll schwimmenden Meerschilfs aussehen. Man hat die Beobachtung gemacht, daß es den Sonnenglanz nicht vertragen kann. Wenn es ein Schiff verfolgt, so drehet man solches gegen die Sonne, und das Ungeheuer läßt seinen Raub fahren.

seine Bewegung einen so heftigen Strudel, daß er alles, was sich in dem Umkreise dieses Wirbels befindet, mit sich hinabreißt. Wehe dem Schiffe, das in diesem Nu durch Winde dem Thiere zu nahe gebracht wird; es muß, so groß es auch ist, in den schrecklichen Abgrund, den der Krakan beym Herabfahren in's Wasser um sich her öffnet, herabstürzen. Im Jahre 1630 hat sich, ein ohne Zweifel noch junger Krakan, in den Schlupfhaven von Ulwrangen geworfen, das an den äußersten Grenzen von Alstrahongh, einem norwegischen Dorfe liegt. Man fand ihn todt daselbst hart am Ufer. Seine Fühlhörner wa-

Auch verscheuchet es der Geruch vom Biberfleische. Es gehört zu den lebendig gebährenden Wasserthieren. Die Exkremente desselben sind giftig. Während des Sommers sieht man solche auf dem Wasser wie fetten Schlamm herum schwimmen. Wenn ein Fischer von diesem Unrathe an seinem Garne etwas findet, und aus Unbehutsamkeit nur ein wenig mit der Hand daran anstreift, so entstehet alsobald eine Geschwulst und eine Entzündung, die manchmal so gefährlich wird, daß kein anderes Mittel da ist, als die Ablösung.

ren beym Herumdrehen so fest an den Bäumen hangen geblieben, und er selbst hatte sich in den Felsenspalten so fest herein gearbeitet, daß er nicht mit der Fluth zugleich wieder weg konnte. Sein todter Leichnam füllte beynahe die ganze Bucht aus. Der Gestank, den sein in Faulniß übergegangenes Fleisch von sich gab, gestattete nicht, den Ort lange Zeit zu besuchen. *)

*) Der Krakan hat einen runden und platten Leib, und Scheeren und Fühlhörner, wie die Krabbe. Sein Rücken oder Obertheil nimmt einen Umfang einer halben Meile ein. Kaum hat sich der Krakan einige Augenblicke dem Wasser gleich sehen lassen, so erblickt man das Meer wie von einer großen Menge schwimmenden Inseln bedeckt. Man bemerkt auf dem Rücken dieses ungeheuren Thieres Erhöhungen, die kleinen Bergen gleichen, auf welchen man eine ausnehmend große Anzahl kleiner Fische sich regen und bewegen sieht, die den Rücken desselben herabrollen und ins Wasser fallen. Das Ungeheuer bringt alsdann schuppigte Spitzen zum Vorschein, die immer dicker werden, je mehr sie aus dem Wasser hervorkommen; wären sie weniger glänzend, so würde man sie nach ihrer Höhe und Dicke für Mastbäume halten. Dieses Thier verbreitet aus Naturtrieb, um zu leben, zu gewissen Zeiten einen starken Geruch um sich her, wodurch es andere Fische herbeylockt. Es hat

Die Leibesstärke des Condor, eines Vogels in Peru und Chili ist merkwürdig. Man hält es für sehr gefährlich in die Gegenden zu gehen, wo sich diese Vögel aufhalten; sie greifen den Menschen an, und sind diesem keine Kunstgriffe bekannt, so ist er nicht im Stande, ihrer Stärke Widerstand zu leisten. Mit den Schaf- und Ziegenheerden leben sie im ewigen Kriege, und fallen selbst das Rindvieh an. Der schwerfälligste Ochs ist ihnen nicht unüberwindbar; es vereinigen sich einige derselben, schließen mit ausgebreiteten

noch eine andere erstaunenswürdige Eigenschaft an sich, die vielen alten Fischern aus Erfahrung bekannt ist. Sie haben bemerkt, daß er durch einige Monate nichts anders thut, als essen, und in andern wieder weiter nichts, als seinen Bauch ausleeren. Während dieser Ausleerung ist die Oberfläche des Wassers mit der Farbe dieser Exkremente gefärbt, und scheint dick und aufgeschwollen. Dieser Schlamm soll, wie man behauptet, den andern Fischen so angenehmen Geschmacks und Geruchs seyn, daß sie von allen Seiten herbey schwimmen, und dadurch gerade über den Krakan zu stehen kommen, der alsdann seine Scheeren öffnet, seine Gäste packt, sie verschlingt, und in eine Lockspeise verwandelt, um Fische von eben der Gattung wieder an sich zu ziehen.

Flügeln einen Kreis um ihn, und der kühnste hackt ihm die Augen aus. Alsdann ist es ihnen leicht, ihn zu erwürgen und zu verzehren. Es geschieht oft, daß sie Kinder von 10 — 12 Jahren mit sich fortführen. Die Federn des Condor machen ein so festes und dichtes Gewebe aus, daß keine Flintenkugel durchdringen kann, und er scheint gar nichts zu fühlen, wann er vom Schuße getroffen wird. Man hat oft 8 bis 10 Schüße auf seinen gethan, die Kugeln auf ihn anschlagen gehört, und wieder abprällen und auf die Erde fallen gesehen, ohne daß er im geringsten verletzt worden wäre. *) Die Stärke des Rennthiers, besonders des Packthieres, ist bekannt. Diese Thiere haben eine außerordentliche Muskularkraft, und sind im Stande in einer Stunde sechs Meilen,

*) Dieser Vogel ist der größte unter den fliegenden Vögeln, indem die Länge der ausgebreiteten Flügel von einer Spitze bis zur andern gegen sechszehn Fuß beträgt.

und dreyßig den Tag hindurch, zurückzulegen. *)

Die Stärke, welche der Elephant in seinem Rüssel besitzt, ist bewunderenswürdig, man erzählt, daß er mit diesem Gliede seines Körpers, Thiere und Menschen eine große Strecke weit wegschleudern könne; und daß er die orientalischen Fürsten sammt ihren Thronen und Gefolge auf den Rücken, und ihre Trabanten auf dem Rüssel trage, berichten die meisten Reisebeschreiber.

*) Die Lappen haben kein nützlicheres Thier, als das Rennthier. Es verrichtet ihnen die nothwendigen Arbeiten, und versorget sie zugleich mit Essen, Trinken und Kleidung. Haare, Fell, Fleisch, Knochen, Mark, Blut, Nerven, alles wird gebraucht. Der Haut mit den Haaren bedienen sie sich zur Winterkleidung; des platten und gegerbten Felles zur Sommertracht. Das Fleisch ist wohlschmeckend. Die Knochen dienen zur Verfertigung der Armbrüste und der Bogen, der Spitzen an den Pfeilen, der Löffel, und zu verschiedenen Zierathen. Zum Nähen haben die Lappen keine andern Fäden, als die sie aus den Spannadern dieser Thiere zubereiten. Mit den feinen nähen sie ihre Kleider, mit den gröbern binden sie Barkenbretter zusammen.

IX.

Merkwürdige besondere physische Kräfte bey den Thieren.

Die Natur hat den Körper jedes Geschöpfs mit Kräften versehen, die zu seiner Erhaltung abzwecken, und durch welche es sich vertheidigen, schützen und wehren kann. Es giebt Thiere, die äußerst auffallende Kräfte dieser Art besitzen, die es allerdings verdienen, aufgezeichnet zu werden.

Der Naturforscher Rolander theilt uns in den Abhandlungen der Stockholmer Akademie der Wissenschaften, eine ausführliche Beschreibung von einem von ihm zuerst entdeckten Insekte mit, das er den Bombardierkäfer nennet, aus welcher wir eine ganz besondere Körperkraft dieses Insekts, das nicht viel größer, als eine Stubenfliege ist, kennen lernen. Als das erstemal Rolander dieses Thier haschte, gab es in dem

Augenblicke, da er es ergriff, aus dem Hintern einen Pistolenähnlichen Knall, mit einem hellblauen Dunste, von sich. Rolander erschrack, und ließ den Bombardier aus den Händen fallen, der eiligst davon flog.

Einige Tage darauf fand er einen andern unter einem Steine, der eben so, wie sein Vorgänger, beym Berühren canonirte. Doch war jetzt der Beobachter kühner, und versuchte es, das Insekt mit einer Nadel auf den Rücken zu stechen. Es geschah und der Käfer schoß an die zwanzigmale. Erstaunt, daß in einem so kleinen Körper so viel Luft enthalten war, öffnete Rolander denselben, und sah am After eine kleine zusammengefallene Blase, konnte aber nicht entdecken, ob das das Luftbehältniß, oder ein Eingeweide sey.

Daß diese Kraft dem Insekte zur Vertheidigung verliehen sey, bestätigt eine andere Beobachtung. Es hat einen Feind, der es stets verfolgt, nämlich den Pup-

penräuber, einen großen Käfer. Wenn der Bombardier von den Verfolgungen dieses Feindes abgemattet ist, so legt er sich nieder. Wenn nun einer seinen Mund und die Freßzangen öffnet, und auf seine Beute springen will, so schießt der Bombardier, und der erschrockene Feind flieht zurück. *)

Der Cucuju, auch eine Käferart, bräunlich von Farbe, einen Zoll lang, und einen Finger dick, hat am Vordertheile seines Kopfes zwey Phosphorn, die man für glühende Augen halten sollte. Ein dritten Phosphor sitzt ihm unter dem Brustschilde, und übertrifft an Größe die beyden übrigen zusammen genommen, wird aber von einer Schuppe bedeckt, wenn das

*) Der Bombardier hat kurze Fühlhörner, welche nahe am Kopfe ziegelroth, und weiter am Ende aschfärbig sind. Seine Augen sind hervorstehend und schwarzblau. Der Kopf, der Hals, die Schenkel, und der vordere Theil der Füsse haben eine dunkelblaue Farbe. Die Flügeldecken sind ungleich breit, und haben stumpfe Spitzen. Der Bauch ist schmutzigroth ins Rosenfarbe spielend.

Insekt ohne Bewegung ist. Sobald es sich jedoch zu bewegen anfängt, gehen oder fliegen will, öffnet sich die Schuppe, und läßt den Phosphor scheinen, so daß man fast muthmassen sollte, daß er den Thierchen zur Leuchte diene. Jedes von diesen Insekten hat dreyßigmal mehr leuchtende Materie bey sich, als eins von den Johanniswürmchen in Europa. Wenn man diese Materie wegnimmt, und auf Papier thut, so glänzet sie noch 2 bis 3 Minuten lang, und verschwindet dann gänzlich. Die Helle, welche die Cucujus verbreiten, ist so lebhaft, daß man sie am lichten Tage gewahr wird. Aber alsdann muß man das Thierchen heftig bewegen; denn es wacht nur bey Nacht, und während daß es schläft, sind seine Leuchten verschlossen. Eine Bemerkung, die es sehr wahrscheinlich macht, die Natur habe die Phosphore diesem Insekte zu Wegweiser im Dunkel gegeben. Die Neger und Negerinnen auf St. Domingo wissen sich diese Käfer

gut zu Nutzen zu machen. Sie bedienen sich ihrer, um ihre Hütten zu erleuchten; und selbst in den reichsten Häusern der Colonie braucht man sie in den Kinderstuben. Man thut sie unter umgestürzte Gläser, und 3 oder 4 sind hinreichend, das ganze Zimmer zu erleuchten. Man kann bey diesem Lichte lesen und schreiben; so stark ist es. Wenn die Indianer reisen, so befestigen sie eins an jeden Fuß, und nehmen eins in die Hand, und leuchten sich so im Dunkel der Nacht. Sind diese Insekten gefangen, so leben sie 14 Tage, höchstens 3 Wochen. Werden sie krank, so nimmt ihr Glanz ab, und im Tode erlischt er ganz.

Die Königinn der weißen Ameisen in Afrika, die man auch Termiten nennet, hat eine außerordentliche Generationskraft. Nach Smeathmans Beobachtungen, schwillt ihr Körper im Zustande ihrer Schwangerschaft zu einer solchen erstaunlichen Dicke an, daß er 1500 bis

2000mal stärker, als der übrige Theil ihres Körpers ist. Sie wird 2 bis 3000 mal schwerer, als ein gemeiner Arbeiter aus der Zahl ihrer Unterthanen. Durch eine immerwährende wurm- und wellenförmige Bewegung ihres Unterleibes werden in 24 Stunden 80000 Eyer herausgestossen. — Von diesen Termiten werde ich noch Gelegenheit haben, weiter unten zu reden.

Die Scheidenmuschel, die keiner progressiven Bewegung auf der Oberfläche fähig ist, hat dafür von der Natur ein Werkzeug oder Bein erhalten, wodurch sie alle ihre Bewegungen hervorbringt. Dieser Fuß ist fleischigt, cylinderförmig und sehr lang. Im Nothfalle kann das Thier dem Ende dieses Fußes die Gestalt eines Balls geben. Wenn die Scheidenmuschel auf der Oberfläche des Sandes liegt und sich in denselben hinabsenken will, so streckt sie ihr Bein aus dem einen Ende ihrer doppelten Schale, die dem Griffe eines

Scheermessers ähnlich ist, hervor, und läßt den äußersten Theil desselben die Gestalt einer Schaufel annehmen, die an jeder Seite scharf ist, und sich in eine Spitze endigt. Mit diesem Instrumente bohrt das Thier ein Loch in den Sand. Ist das Loch gemacht, so bewegt es das Bein in dem Sande immer weiter vorwärts, und giebt ihm die Gestalt eines Hackens, womit die Schale, wie auf einer Stütze, in das Loch hinabsteigt. Auf diese Art arbeitet das Thier fort, bis die Schale ganz unter dem Sande ist. Wenn es wieder auf die Oberfläche kommen will, so giebt es dem Ende seines Beines die Figur eines Balls, und bestrebet sich das Bein auszustrecken. Der Ball verhütet alles fernere Herabsteigen, und die Anstrengung der Muskeln treibt die Schale so lange aufwärts, bis sie sammt dem darin verschlossenen Thiere die Oberfläche oder den Rand des Loches erreicht.

Die Springmaus ist ihrer Sprün-

ge wegen merkwürdig. Vermittelst eines sehr langen Schwanzes, dessen Spitze sich in Gestalt eines Fächers ausbreitet, und ihrer langen Hinterfüsse, auf welche sie sich stützt, macht sie Sprünge von 6 bis 8 Schuh in die Höhe. Ihr gewöhnlicher Gang ist nichts anders, als ein solches Springen. Wenn dem Thiere der Schwanz abgehauen wird, so kann es nicht fort, und fällt hinten über, wann es sich auf die Hinterfüsse stellen will. Diese längern Hinter- und die sehr kurzen Vorderfüsse, lange Ohren und der gedachte Schwanz, sind die Unterscheidungszeichen dieser Maus von den gewöhnlichen Mäusen.

X.

Beobachtungen über die Lebensdauer der Thiere.

Obschon es Thiere giebt, die kaum das Alter eines Tages erleben, und in der zwanzigsten Stunde ihres Lebens als

erfahrne Greise unter ihrer zahlreichen Nachkommenschaft stehen; so giebt es dagegen wieder unzählige andere, die dem Tode zu trotzen scheinen, und durch die Zähigkeit ihres Lebens Bewunderung erregen.

Man ließ Räderthiere und Fadenwürmer in glühend heisser Sonne vertrocknen, im Backofen ausdorren, und nach Verlauf eines halben Jahres konnte man durch laues Wasser diese ausgetrockneten Geschöpfe dennoch wieder beleben. Fontana und Götze, Männer, deren Namen die Naturgeschichte mit Achtung nennet, haben diese Versuche zu wiederholtenmalen angestellt. — Man denke sich die brennende Kraft des Sonnenstrahls, die Glut des Ofens, den Zeitraum von einem halben Jahre, in welchem das Geschöpf seinen Todesschlaf schlief, und — dann noch Wiederbelebung, und man kann hieraus auf die Größe des Lebensfonds schließen, der diesen Würmern zukommen muß. — Die sich verwandelnden Insekten

leben 2 3 4 Jahre lang als Larve; dann verpuppen sie sich, und existiren nun wieder in diesem todtähnlichen Zustande geraume Zeit, und erscheinen erst am Ende desselben — als vollendete Geschöpfe.

Die Amphibien, diese kalten Zwittergeschöpfe, können ihr Leben außerordentlich hoch bringen. Man hat erstaunliche Beyspiele von der Zähigkeit desselben. So lebten lange Zeit enthauptete Schildkröten ohne Kopf, und Frösche, denen man das Herz aus der Brust gerissen hatte, hüpften lange noch herum. Es ist erwiesen, daß man Kröten lebendig in Steinen, ja in Marmorblöcken eingeschlossen, angetroffen hat. Sie mögen nun als Eyer, oder als schon gebildete Wesen darin eingeschlossen worden seyn, so ist eins so erstaunenswürdig, wie das andere; denn es ist einleuchtend, daß nicht eine kurze Reihe von Jahren dazu gehörte, ehe sich dieser Marmor generiren, und seine Festigkeit erreichen konnte. Im Jahre 1733, fand

man, wie die Schwedischen Abhandl. im 3ten B Pag. 285. erzählen, in diesem Lande eine solche Kröte 7 Ellen tief in einem Steinbruche, mitten in dem härtesten Gestein, zu dem man sich den Zugang erst mit vieler Mühe durch Hammer und Meisel hat bahnen müssen. Sie lebte noch; ihre Haut war verschrumpft, und das Thier hie und da mit einer steinigten Kruste umgeben. Das wahrscheinlichste ist, daß diese Kröte noch sehr klein in eine kleine Spalte des Gesteins kam, sich da von der Feuchtigkeit, und den auch hinein kriechenden Insekten nährte, und — endlich wurde durch Tropfstein diese Spalte ausgefüllt, und die indessen groß gewordene Kröte damit inkrustirt.

Nach den neuesten Beobachtungen der Naturforscher erreichen die Schildkröten ein Alter von 100 und mehreren Jahren, und noch länger lebt der Krokodill, von dem man behauptet, daß er so lange wächst, als er lebt. Die Ursache seines

langen Lebens mag wohl auch mit in seiner guten Bedeckung, die ein hartes Panzerhemde ist, und in seinem Magen zu suchen seyn, der mit einer außerordentlichen Verdauungskraft begabt ist.

Das Reich der Fische hat verehrungswürdige Greise aufzuweisen. Die Römer fanden Muränen, die über 60 Jahre zählten, und an den Schuppen des Hechts und des Karpfen erkannte man, daß sie Nestors von anderthalb hundert Jahren waren.

Allen Beobachtungen zufolge ist der natürliche Tod im Fischreiche viel seltner, als unter andern lebenden Geschöpfen. Hier herrscht weit allgemeiner das Gesetz des unaufhörlichen Uebergangs des einen in das andere, nach dem Rechte des Stärkern. Eins verschlingt das andere, der stärkere Fisch den schwächern; und man kann annehmen, daß im Wasser weniger Tod existirt, als anderswo, indem das Sterbende unmittelbar wieder in die Sub-

stanz eines Lebenden übergeht, und folglich der Zwischenzustand von Tod seltner wird, als auf dem festen Lande. Die Verwesung geschieht in dem Magen des Stärkern.

Die Vögel sind für ein sehr langes Leben gemacht. Es ist nichts ungewöhnliches Adler, besonders Steinadler in Menagerien zu sehen, die ihr Sekulum vollzählig und darüber auf dem Rücken tragen. Geyer und Falken leben außerordentlich lange. Man fieng vor einigen Jahren einen Falken auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung, der ein Halsband hatte, worauf man die Jahrszahl 1610 las, der also 182 Jahre gefangen war. Wie alt war er wohl, als er entfloh? — Ein alter Geistlicher unterhielt einen Raben, und wartete aufs beste des Vogels. Man fragte ihn, warum er es thäte? "Ich will doch sehen, wie lange der Vogel leben wird," war seine Antwort. Man versicherte ihn, daß die Ra-

ben über 100 Jahre alt zu werden pflegen, und der Geistliche stand von seinem Versuche ab. — Der Papagey lacht nicht weniger dem Tode in's Gesicht. Man hat Beyspiele, daß er noch als Gefangener des Menschen 60 Jahre erlebt hat, und wie alt war er vielleicht schon, als man ihn seiner Freiheit beraubt hatte? Der stolze Pfau, und die kleine Amsel und artige Stiegliz haben schon öfter das 20ste Jahr im Käfige erreicht, und ich wollte wetten, der Hahn würde noch länger leben, als er wirklich lebt, wenn er etwas Philosophie annehmen wollte, und weniger hitzig, streitsüchtig und verliebt wäre. Wäre dem Sperlinge zu rathen, es könnte ein Graukövfchen aus ihm werden. Aber vergebens; Hahn und Spatz sind verstockte Sünder, und da mögen sie sichs selbst zuschreiben, wenn sie, wie unsere jungen Ausschweiflinge, vor der Zeit dem Tode zur Beute werden.

Unter den vierfüssigen Säug-

thieren behauptet in Rücksicht der Lebensdauer der Elephant unstreitig den ersten Platz. Er wächst bis in das 30ste Jahr, ist im 60sten noch Jüngling, bleibt Mann bis in's 150ste, und bekömmt erst im 200sten Jahre die Lust zu sterben. Ein gleiches, ja noch ein höheres Alter wollte man dem Hirschen zuschreiben; aber vernünftige Naturforscher, die weder Authorität noch Vorurtheil blendet, widersprechen gerade zu diesem Alter, und geben dem Hirschen höchstens eine 30jährige Lebensfrist. — Die Löwen werden sehr alt; man hat welche gefunden, die keine Zähne mehr hatten; und von Kameelen weis man, daß sie gewöhnlich 50, oft auch 100 Jahre erreichen. — Bey Pferden ist der Regel nach das 40ste Jahr auch das Sterbejahr, und es läßt sich vermuthen daß es sein Alter höher bringen würde, wenn es weniger der Plage des Menschen unterworfen wäre. Schade, daß wir noch keine Erfahrungen über Pferde ha=

ben, die in der Wildniß leben. Der Esel hat mit dem Pferde ein gleiches Lebensziel. Das Maulthier übertrifft hierin beyde. Der Stier, so groß und stark er ist, lebt dennoch nur kurze Zeit, 15, höchstens 20 Jahre. Die Schafe, Ziegen, Füchse, Hasen sterben gemeiniglich im 7ten — 10ten Jahre. Das zähe Leben der Katzen ist bekannt. In meinem väterlichen Hause nährte man eine Katze 18 Jahr lang, und einen 15jährigen Pommer, ein kleines Hündchen, kannte ich und mehrere meiner Freunde.

Ueber die Lebensdauer der Thiere im allgemeinen, haben die Naturforscher aus unzähligen Beobachtungen folgende Resultate gezogen, die immer mehr zu Grundsätzen heran reifen: 1. Ein zu kurzes Leben ist unter den Thieren eine seltene Erscheinung. Ein mittleres Alter von 5 bis 40 Jahren ist das gewöhnlichste.

2. Je schneller ein Thier entsteht, je schneller es zur Vollkommenheit reift, desto

schneller vergehet auch sein Leben. Nur muß man die Entwicklung nicht blos von dem Wachsthume verstehen, und darnach berechnen; denn es giebt Thiere, die, so lange sie leben, zu wachsen scheinen, und bey denen der Wachsthum einen Theil der Ernährung ausmacht, sondern es kommt vorzüglich auf folgende zwey Punkte an; nämlich: auf die Zeit der ersten Entwicklung im Eye entweder in oder außer dem Körper, und dann auf den Zeitpunkt der Mannbarkeit, den man als das höchste Ziel der physischen Ausbildung, und als den Beweis ansehen kann, daß das Geschöpf nun den höchsten Grad der Vollkommenheit erreicht hat, dessen es im Physischen fähig war. Die Regel muß also so bestimmt werden: je kürzere Zeit ein Geschöpf zu seiner Ausbildung im Mutterleibe oder Eye braucht, desto schneller vergeht es. Der Elephant, der bis zum 3ten Jahre trägt, lebt auch am längsten; Hirsche, Stiere, Hunde, u. s. w. deren

Tragezeit nur von 3 bis 6 Monaten ist, haben ein weit kürzeres Lebensziel ausgesteckt.

3. Je früher ein Thier Mannbar wird, je früher es sich fortpflanzt, desto kürzer ist sein Leben.

4 Alle gehörnten Thiere leben im Durchschnitte eine kürzere Zeit, als die ungehörnten.

5. Früher sterben die stillen furchtsamen Thiere, als die vom entgegengesetzten Temperamente.

6. Thiere, die eine gute Bedeckung haben, erfreuen sich eines längern Lebens, als Thiere, die nur loose bedeckt sind. So leben die Vögel vorzüglich lange, so auch der Elephant, das Rhinoceros, der Krokodill.

7. Thiere, welche immer nur laufen, müssen eher enden, als Thiere, welche schwimmen und fliegen.

Ich kann nicht umhin, hier der Zähigkeit des Lebens bey dem Polypen

zu

zu erwähnen. Es ist dieses Thier ein Wesen, welches, seit dem seine Oekonomie und seine Eigenschaften vom Herrn Trembley entdeckt sind, Philosophen und Naturforscher in Erstaunen gesetzt hat. Wenn man es nach irgend einer willkührlichen Richtung in Stücke schneidet; so existirt es nicht allein fort; sondern jeder Schnitt wird bald darauf ein Thier von derselben Art. Aber noch weit sonderbarer ist es, daß ein Polyp, wenn man ihn auch wie einen Handschuh umwendet, dennoch dadurch keine wesentliche Verletzung erleidet; er fängt bald nachher wieder an, Nahrung zu sich zu nehmen, und jede andere natürliche Funktion zu verrichten. Keine, selbst noch so kleine Theilung kann diesen Thieren das Leben rauben. Was andere Thiere unvermeidlich zerstört, dient den Polypen blos dazu, die Anzahl der Individuen zu vermehren. Trembley entdeckte bey seinen Versuchen, daß verschiedene Theile eines Polypen einander einge-

impft werden können. Zwey Querschnitte, die mit einander in Berührung gebracht werden, vereinigen sich schnell und bilden ein Thier, obgleich jedes Stück zu einer verschiedenen Art gehört. Der Kopf von dem Polypen der einen Art kann auf dem Rumpf eines Polypen von einer andern eingeimpft werden. Wenn ein Polyp durch den Hintertheil in den Rumpf eines andern hineingeschoben wird, so vereinigen sich die beyden Köpfe und machen ein Individuum aus. Trembley setzte diese sonderbaren Operationen fort, ließ seiner Phantasie völlige Freyheit, und bildete durch wiederholtes Zerschneiden des Kopfs und Rumpfs Geschöpfe, die zusammengesetzter waren, als Horazens mulier formosa superne, zusammengesetzter, als sie je die Einbildungskraft des romantischen Fabulisten schuf. *)

*) Es ist hier die Rede von Polypen des süssen Wassers. Ihr Körper bestehet aus einem einzigen Kanale, mit langen Fühlfäden oder Armen an dem einen Ende versehen, womit sie sich kleiner Würmer bemächtigen, und sie zum

Die thierische Welt hat im Ganzen weit mehr innere und äußere Bewegung, ein weit zusammengesetzteres und vollkommeneres intensives Leben, und also gewiß mehr Selbstconsumtion, Selbstaufreibung, als die vegetabilische. — Ferner sind die Organe dieses Reichs weit zarter, ausgebildeter und mannigfaltiger. Dem zufolge müßten eigentlich Thiere ein kürzeres Le-

Munde führen. Sie haben keinen eigentlichen Kopf, kein Herz, keinen Magen, und überhaupt keine Eingeweide irgend einer Art. S. Karl Bonnets Betrachtungen über die Natur, übersetzt von Titius. Obschon der Polyp keine unterscheidenden Geschlechtstheile hat, so ist er doch außerordentlich fruchtbar. Wenn er sich vermehren will, so erscheint ein kleiner Auswuchs oder eine Knospe an der Oberfläche seines Körpers. Diese Knospe schwillt nach und nach an, und dehnet sich aus. Sie schließt keinen jungen Polypen in sich, sondern ist das wirkliche Thier im Kleinen, seiner Mutter so ähnlich, wie ein Sprößling seinem Mutterbaume. Die Nahrung, welche die Mutter zu sich nimmt, geht durch eine gemeinschaftliche Oeffnung in das Junge. Hat der hervorschießende Polyp eine gewisse Größe erlangt, so verschließt sich diese Oeffnung nach und nach, und der junge Polyp fällt ab, um sein Geschlecht auf eben die Art fortzupflanzen.

ben haben, als Pflanzen. Dafür aber besitzen sie mehr Reichthum und Energie der Lebenskraft, mehr Berührungspunkte mit der ganzen sie umgebenden Natur, folglich mehr Zugang und Ersatz von aussen. Es muß also in dieser Klasse zwar schwerer seyn, ein sehr ausgezeichnetes hohes Alter zu erreichen, aber auch ein zu kurzes Leben wird selten seyn.

Auch bestätiget sich der Grundsatz: Je weniger intensiv das Leben eines Geschöpfs, und je geringer seine innere und äußere Consumtion, d. h., nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauche, je unvollkommener das Leben eines Geschöpfs ist, desto dauerhafter ist es. Hingegen: je zarter, feiner und zusammengesetzter die Organisation und je vollkommener das Leben, desto vergänglicher ist es. Dieß zeigen uns am deutlichsten folgende Erfahrungen.

Die Zoophyten, oder Pflanzenthiere, deren ganze Organisation im Magen,

Mund und Ausgang bestehet, haben ein äußerst zähes und unzerstörbares Leben. — Am Polypen habe ich ein Beyspiel aufgestellt. Alle kaltblütigen Thiere haben im Durchschnitte ein längeres und zäheres Leben, als die warmblütigen, oder, welches eben das ist, die nicht Athem holenden, haben hierin einen Vorzug für den athemholenden Thieren. Und warum? Das Athemholen ist eine Quelle der innern Wärme, und Wärme beschleunigt die Aufreibung. Das Geschäft des Athmens ist also überhaupt eine zwar beträchtliche Vermehrung der Vollkommenheit eines Geschöpfs, aber auch seiner Consumtion. Ein athmendes Geschöpf hat gleichsam eine doppelte Cirkulation, die allgemeine und die kleinere, durch die Lunge, ferner eine doppelte Oberfläche, die mit der Luft in beständige Berührung kommen, die Haut und die Oberfläche der Lungen, und endlich auch eine weit stärkere Reizung, und folglich eine weit stärkere Selbstconsumtion sowohl von innen als aussen.

Die im Wasser lebenden Geschöpfe leben im Ganzen länger, als die in der Luft lebenden, und zwar aus eben dem Grunde, weil das Geschöpf im Wasser wenig ausdünstet, und weil das Wasser bey weitem nicht so sehr consumirt, als die Luft.

Den allerstärksten Beweis endlich, was die Verminderung der äussern Consumtion für eine erstaunliche Wirkung auf Verlängerung des Lebens hat, geben die Beyspiele, wo dieselbe gänzlich unmöglich gemacht wurde, die Beyspiele von Kröten, die im festen Gestein eingeschlossen waren, und die hier, bloß durch die Unterbrechung der Consumtion von aussen, um so vieles länger ihr Leben gebracht hatten. Hier konnte gar nichts verdünsten, nichts aufgelöset werden; denn das wenige von Luft, was etwa zugleich mit eingeschlossen wurde, mußte sehr bald so saturirt werden, daß nichts mehr aufgenommen werden konnte. Eben deßwegen konnte das Geschöpf auch so lange ohne alle Nahrung existiren; denn das

Bedürfniß der Nahrung entstehet erst aus dem Verluste, den wir durch die Verdünstung und Consumtion erleiden. Hier, wo alles beysammen bleibt, bedarf es keines Ersatzes. Dadurch konnte also die Lebenskraft und die Organisation vielleicht 100 mal länger, als im natürlichen Zustande erhalten werden.

Die Natur hat dafür gesorgt, daß sie durch eine eigene Kraft ihre Geschöpfe restaurirt. In dem Thierreiche ist diese Kraft vorzüglich thätig, so thätig, daß sie ganz neue Organe hervorbringt. Bey Pflanzenthieren zeigt sie sich in einem bewunderenswürdigen Grade, auch bey Würmern und Amphibien, mit einem Worte, bey allen denjenigen Geschöpfen, welche kaltes Blut und keine oder nur knorpelichte Knochen haben. Alle diese Geschöpfe leben sehr lange.

Etwas ähnliches ist das Abwerfen der Schuppen bey den Fischen, der Häute bey Schlangen, Krokodillen, Fröschen u. s. w.,

der Federn und Schnäbel bey den Vögeln, und wir bemerken immer, je vollkommener diese Erneuerung geschieht, desto länger ist verhältnißmäßig das Leben bey dem Thiere.

Ein vorzüglich wichtiger Gegenstand aber, in Absicht auf die Restaurationskraft, ist die Ernährung. Hier äußert sich der wesentlichste Unterschied der Pflanzen- und Thierwelt. Statt, daß alle Pflanzen ihre Nahrung von aussen an sich ziehen, ist dagegen bey allen Thieren das unveränderliche Gesetz, daß die Nahrung zuerst in eine eigene dazu bestimmte Höhle oder Schlauch, gewöhnlich Magen genannt, kommen muß, ehe sie in die Masse der Säfte aufgenommen, und ein Theil des Thieres werden kann; und der Polyp, den man, wie ich schon angeführt habe, wie einen Handschuh umkehren kann, hat dennoch Maul und Magen und Ausgang.

Dieß ist's, was die Hauptbasis der Thierwelt, den charakteristischen Unterschied

des Thieres von der Pflanze ausmacht, und worauf sich eben der Vorzug der Individualität, des innern vollkommeneren entwickelteren Lebens, unsprünglich gründet. Daher kann in Thieren die aufgenommene Materie einen weit höhern Grad von Vollendung erhalten, als in Pflanzen; die Wurzeln sind gleichsam inwendig, und erhalten den Nahrungssaft schon durch den Darmkanal assimilirt und verfeinert. — Daher brauchen Thiere mehr Absonderungen und Excretionen, Pflanzen weniger. — Daher gehet bey Thieren der Trieb des Nahrungssaftes und aller Bewegungen von innen nach aussen, bey den Pflanzen von aussen nach innen. — Daher stirbt das Thier von aussen nach innen ab, die Pflanze umgekehrt, und man sieht Bäume, wo Mark und alles Innere völlig fehlen, und nur noch die Rinde da ist, und welche dennoch fort leben. — Daher können Thiere weit mannigfältigere Nahrung aufnehmen, und sich weit vollkommener restauriren,

und dadurch der stärkern Selbstconsumtion das Gleichgewicht halten. —

Dieß sind die Beobachtungen der Naturforscher über das thierische Leben in gedrängter Kürze. Der Denker kann wichtige Resultate daraus ziehen.

XI.

Der Naturforscher an den Schöpfer.

Zu Anbethung fall' ich nieder,
Blicke hin auf Wiese, Berg und Flur,
Auf Thiere hin, und Menschen, meine Brüder,
Sehe dich, Schöpfer der Natur!

Es strahlen mir aus deinem Schöpfungswerke
Allmacht, Güte, Vaterliebe;
O Herr, gieb meinem Geiste Stärke,
Und Seegen meinem Triebe,

Zu forschen, wo deine Weisheit weht,
Wo deine Sorgfalt wacht,
Wo der Worte Abdruck steht,
"Dieß all' hat Gott gemacht."

Inhalt.

Seite.

I.

Einleitung.

Die Thiere sind nicht Maschinen. — Die beyden Hunde zu Fleche in Frankreich. — Die Katze und die Luftpumpe. . 5

II.

Kunstfertigkeiten der Thiere, die nicht ohne Verstandskraft erklärbar sind.

Das Kunststückchen des Ichnevmons. — Die Geschicklichkeit der Seeraben. — Der Igel als Apfeldieb, beobachtet vom Verfasser. — Die Kunstfertigkeiten der Erdspinne. -- Der Proviantwage der Biber. — Die Baukunst des Maulwurfs. — Der Schneidervogel in Indien. — Die künstlichen Nester der Vögel. — Der Ver-

fasser will das Nestbauen der Schwalbe erleichtern, und prostituirt sich. — Der Canarienvogel des Verfassers. 10

III.

Klugheit und List muß man den Thieren in einem gewissen Grade einräumen.

Der kluge Elephant. — Wer hätte es von dem Hunde gedacht! — Hunde unterscheiden die Tage der Woche. — Die Affen im Obstgarten. — Der Geyer und der Affe. — Die Affen und die Austern. — Die Affen als Krebsenfänger. — Besondere Schalkheit eines Affen. — Die List der Wölfe. — Verschlagenheit der Füchse. — Was mir ein Bauer von einem Fuchse erzählte. — Die Kunst der Füchse, sich der Flöhe zu entledigen. — Die Caravanne der Eichhörnchen in Lappland. — Der Quinquinchon in Peru. — Der kleine Hermelin und die größten Thiere. — Wie der Vielfraß das Rennthier fängt. — Die Katze an der Klosterpforte. — Anekdote aus der Lebensgeschichte meiner Katze. 29

IV.

Die Gelehrigkeit der Thiere.

Selbst das Schwein ist nicht auf die Stirne gefallen. — Die Huude als Schauspieler. — Die eine Disputation haltenden Hunde. — Der Hund als Aufwärter bey Tische. — Die tanzende Hutschlange in Indien. — Die Seeraben in China. — Schreiben an den Verfasser von einer sehr gelehrigen und geschickten Katze. . . . 59

V.

Beyspiele von auffallender Mutterliebe der Thiere.

Das Beutelthierweibchen. — Mutterzärtlichkeit der Ameisen. — Brief an den Verfasser über thierische Mutterliebe. 73

VI.

Die Thiere sind einer Art Freundschaft gegen einander fähig.

Besondere Nachricht aus Mayland über diesen Gegenstand. — Die freundschaft-

Seite.

lichen Hähne zu Chester in England. — Die Freundschaft der Bienen gegen ihre Königinn. 79

VII.

Zuneigung der Thiere zu dem Menschen — Dankbarkeit, sogar Großmuth.

Die den Menschen liebenden Ameisen in Surinam. — Der Agami, ein amerikanischer Vogel, ein Freund des Menschen. — Merkwürdiges Beyspiel der Zuneigung und Dankbarkeit der Bienen gegen den Menschen. — Des Herrn Purdew Ratten. — Der Wolf Melac zu Ludwigsburg. — Maldonata und die dankbare Löwinn. — Noch ein hieher gehöriges Beyspiel. — Der gute Hirsch. — Die Katze meiner Muhme. 84

VIII.

Beobachtungen über die Leibesstärke der Thiere.

Der Lachs. — Die norwegische Meerschlange. — Der Krakan. — Der Condor. — Der Elephant. 102

IX.

Merkwürdige besondere physische Kräfte bey Thieren.

Das Schießen des Bombardier = Käfers. — Die Phosphoraugen des Cucuju. — Die weissen Ameisen. — Die Scheidemuschel. — Die Springmaus. . . 111

X.

Beobachtungen über die Lebensdauer der Thiere.

Die Räderthiere und Fädenwürmer. — Die sich verwandelnden Insekten. — Die lebenden Kröten in Marmorblöcken. — Das Alter der Schildkröten und Krokodille. — Hohes Alter im Reiche der Fische. — Das Lebensalter der Vögel. — Eine derbe Lektion für Spatzen und Hähne. — Die Lebensdauer der vierfüssigen Thiere. — Philosophische Grundsätze über die Lebensdauer der Thiere. — Der Polype. — Raisonnements. 118

XI.

Der Naturforscher an den Schöpfer. 138

Bayerische Staatsbibliothek München

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wenzel, Gottfried Immanuel,

Die neuesten Beobachtungen und Erfahrungen über die Verstandes- und Kö
rperkräfte der Thiere

Wien 1801

Zool. 549
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10309243-4